

Julia Borutta

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Algerien

vom 02. September bis 07. Dezember 2006

Welcher Traum nach dem Alptraum? - Algeriens Frauen nach dem Bürgerkrieg

Von Julia Borutta

Algerien, vom 02. September bis 07. Dezember 2006



Inhalt

1. Zur Person	56
2. Mourads Stadtführung – Die nationale Erfahrung der Gewalt	56
3. Aminas Enttäuschung – Der Islamismus und die Spaltung der Frauenbewegung	60
4. Malikas Schubladenschätze – Die Unabhängigkeit und ihre Heldinnen	64
5. Saidas Gummihandschuhe – Der Kampf um die Rechte der Frau	65
6. Ghanias Wut – Das Kopftuch und der Generationenkonflikt	68
7. Nabilas Wartezimmer – Die Macht der Jungfräulichkeit	73
8. Fatahas Metier – Die Unmöglichkeit sich zu amüsieren	75
9. Latifas Ledersessel – Die Tradition und die Macht der Familie	78
10. Sidalis Couscous – Die Chance der Lohnarbeit	81
11. Tahars Schwester – Machismus und Religion als soziale Kontrolle	84
12. Schluss und Ausblick – Die schmerzvolle Frage der Identität	87
13. Danksagung	91

1. Zur Person

Ich bin am 9. Dezember 1976 in Köln geboren. Hier ging ich zur Schule, und von hier aus brach ich als 16-Jährige nach Südfrankreich auf, wo ich während eines sechsmonatigen Schüleraustausches das erste Mal von Algerien hörte. Das war im Winter 1993/94, als in Algerien ein blutiger Anschlag dem nächsten folgte. Es herrschte Bürgerkrieg. Die schrecklichen Bilder im französischen Fernsehen, die sorgenvollen Gespräche meiner Gastmutter mit algerischen Freunden am Telefon, sollte ich erst viel später begreifen. Zunächst machte ich das Abitur und ging nach Mainz und Berlin, um Geschichte, Französisch und Publizistik zu studieren. Journalistische Praktika führten mich nach Spanien und Marokko. Algerien hatte ich im Studium wiederentdeckt und so vertiefte ich meine Maghreb-Kenntnisse in Paris, wo ich für meine Magisterarbeit über Algerien recherchierte. Ebenfalls in Paris arbeitete ich einige Monate lang für Radio France Internationale, wo das Thema der maghrebischen Einwanderer in Frankreich den Schwerpunkt meiner journalistischen Tätigkeit bildete. Nach einem Abstecher in die internationale Stiftungsarbeit volontierte ich 2004/2005 beim WDR, wo ich seither als Redakteurin tätig bin. Im Herbst 2006 hat sich mein lang gehegter Wunsch, nach Algerien zu reisen, endlich erfüllt.

2. Mourads Stadtführung – Die nationale Erfahrung der Gewalt

Mourad hat ein ovales Milchgesicht, auseinander stehende Schneidezähne und schlaksige Bewegungen wie ein zu groß geratener Junge. Mourad ist Kriminalpolizist. Er jagt Terroristen. Er fährt, was man ein dickes Auto nennt, einen Geländewagen, mitten in Algier. Es ist Nacht. Oder zumindest zu spät, um in Algier zu Fuß unterwegs zu sein: 20.00 Uhr. Mourad hält an keiner Straßensperre. Er drosselt nicht mal das Tempo, stellt nicht die Scheinwerfer ab und dreht auch nicht wie alle anderen das Innenlicht an, damit die Polizisten auf der Straße sein Gesicht erkennen können. Mourad hat Privilegien. Man kennt ihn hier. „Bab-el-Oued, das ist mein Viertel“, sagt er. „Früher lebte hier die französische Bourgeoisie, heute die Islamisten. Aber die haben sich wieder eingekriegt. Jetzt sind es halt arme Leute“. Ich habe Mourad bei seiner Mutter Fatima kennen gelernt und Fatima kenne ich wiederum über eine gemeinsame Bekannte aus Deutschland. Fatima wohnt schon seit zweiundvierzig Jahren in Bab-el-Oued und hat den Wandel im Viertel miterlebt. Bei ihr habe ich meinen ersten Abend in Algier verbracht. Ihr Sohn Mourad bringt mich nach Hause.

Der Geländewagen gleitet durch das Dunkel, aus dem orangefarbenen Licht der Straßenlaternen von Bab-el-Oued hinaus, hinauf Richtung Hydra, eines der buchstäblich gehobeneren Viertel der Stadt; es liegt auf einem der vielen Hügel von Algier. Mourad will dahin. Er will mir die Stadt zeigen, von oben. „Da kann man alles sehen“, sagt er, aber das verstehe ich erst später. Mourad rast die engen Straßen entlang, als seien es die breiten Boulevards am Hafen. Niemand zu sehen. Früher, vor dem Terrorismus, war Algier voller Menschen. Während Mourad mir von seinem Aussichtspunkt erzählt, klappert er mit gekonnter und angeberischer Geste einen Kasten zwischen den beiden Vordersitzen auf: Pistole, Handschellen, Elektroschocker. Mourad ist gut ausgerüstet, er lächelt. Den Geländewagen mit einer Pistole in der Hand zu steuern, bereitet ihm augenscheinlich noch mehr Vergnügen. Ich bitte ihn, die Waffe wegzupacken. Den Anblick bin ich noch nicht gewöhnt. Schließlich bin ich grade erst angekommen. Als wir an dem Aussichtspunkt ankommen, verschlägt es mir die Sprache. Unter uns breitet sich die Stadt aus, die Hafenlichter spiegeln sich im Wasser und machen das Meer in der Dunkelheit erst sichtbar. Ich meine Bab-el-Oued auszumachen und erkenne das Hotel Aurassi, ein riesiger 70er Jahre Riegel auf einem der Hügel Algiers, klotzig und schön.

Ich will Mourad fragen, wo die Basilika liegt, der Palast des Bey und die große im maurischen Stil erbaute Post. Aber Mourad beginnt bereits mit seiner eigenen Stadtführung. „Der dunkle Fleck da drüben, da wo gar keine Lichter brennen, das ist die Casbah, der mittelalterliche Stadtteil. Da gehst du ohne mich nicht hin. Da gibt es zu viele Männer mit Messern.“ Die Messerattacken auf Frauen – das ist doch vorbei, denke ich, während Mourad mit ausgestrecktem Arm die Bucht von Algier nachzeichnet. Während meine Augen seiner Bewegung folgen, frage ich mich, wo genau die Passagierschiffe anlegen. Über 40 Tote, höre ich ihn sagen, über 40 Tote, wiederholt er, und fast 300 Verletzte, habe es 1995 bei dem Selbstmordanschlag auf dem Boulevard Amirouche oberhalb des Hafens gegeben. Ich versuche die Stelle auszumachen, die er mir gezeigt hat und wandere mit den Augen den Boulevard entlang. An dessen Ende meine ich die große Post zu erkennen. Mourad weist auf die flachen Häuser in einer Linie zwischen uns und dem Meer. Da unten, erklärt er, liege Belcourt. „Das ist doch das Viertel, in dem Camus groß geworden ist“, fällt mir ein, doch Mourad zuckt nur mit den Schultern. Da sei in einem Laden eine Bombe hoch gegangen. Seine Kollegen und er hätten in der Panik alle wild durcheinander geschossen. Doch schließlich hätten sie den Täter erwischt. „Von dem ist nichts mehr übrig geblieben“, sagt Mourad. Ich frage nichts mehr. Von hier oben kann man alles sehen.

Die Gewalt und ihre Geschichte

Die Gewalt ist allgegenwärtig in Algerien. Sie hat in den letzten Jahren so sehr gewütet, dass alles von ihr eingefärbt, durchdrungen, zugedeckt ist. Sie stellt einen eigenen Maßstab für die heutige emotionale und psychische Landkarte der algerischen Gesellschaft dar, ist Referenzpunkt und Koordinatensystem. Männer, Frauen, Junge, Alte, Städter und Landbewohner haben diese „Vergewaltigung“ ihrer Gesellschaft auf die eine oder andere Weise und zu unterschiedlichen Zeiten erlebt. Zuletzt von Islamisten, Terroristen und Militärs im Bürgerkrieg der 90er Jahre, davor von den Geheimdiensten im Einparteiensstaat und früher von Kolonialherren und Unabhängigkeitskämpfern im algerischen Befreiungskrieg.

Der Unabhängigkeitskrieg

Dieser Krieg zählt zu den blutigsten in der Geschichte der Entkolonialisierung. Acht Jahre lang, von 1954 und 1962, rangen Algerier, „Algerienfranzosen“ und die französische, politische und militärische Führung um die Herrschaft über Algerien; jenes riesige Gebiet im Norden Afrikas, das – fünf Mal so groß wie die Metropole – von den Franzosen seit 1830 militärisch und kulturell erbarmungslos unterdrückt worden war. Dieser Unabhängigkeitskrieg forderte nicht nur viele Hunderttausend Todesopfer, sondern zerrüttete auch nachhaltig das Verhältnis zwischen Algeriern und Franzosen: Die Algerier gewannen ein ausgelaugtes Land zurück, dem die Kolonialmacht jede kulturelle Identität auf grausame Weise zu rauben versucht hatte. Die Franzosen mussten eine Siedlungskolonie aufgeben, die nicht nur reiche Bodenschätze geborgen hatte, sondern im 19. und 20. Jahrhundert auch Heimat für eine Million Franzosen und Südeuropäer, die *pieds noirs*, geworden war. Da Frankreich Algerien als Erweiterung der französischen Nation betrachtet hatte, wurde der drohende Verlust dieser Kolonie brutal hinausgezögert und schließlich als Amputation der Grande Nation erlebt.

Wer Algier mit dem Schiff verlässt, der kann erahnen, was Tausende von *pieds noirs* gefühlt haben müssen, als sie 1962 aus ihrer „Heimat“ flohen: Vom Schiff aus erblickt man hoch oben über den Hügeln Algiers Notre Dame d’Afrique, jene Basilika, die die Franzosen um 1870 erbauten, die zum Wahrzeichen der Stadt wurde und es auch blieb. Noch heute nennen die Algerier dieses Gotteshaus in liebevoller Adoption *Madame l’Afrique*. Unter ihr ergießen sich die weißen Häuser über die Hügel Algiers wie das wallende Festtagskleid einer Braut: *Alger la blanche*. Wenn das Schiff dann langsam aus dem Hafen pflügt, die arkadengesäumten Kolonialbauten entlang des Hafens kleiner werden, die Minarette zu schlanken Strichen schrumpfen und sich die Stadt in Gänze vor dem Betrachter ausbreitet, trifft einen ihre

traurige Schönheit mit voller Wucht. Ihr Schicksal rückt für einen Moment in die Ferne. Von weitem ist Algier zauberschön.

Der Brudermord

Die Wut und die Gewalt der Unabhängigkeitskämpfer jedoch richteten sich nicht nur gegen die französischen Kolonialherrscher. Bereits in diesem Krieg kam es unter Algeriern zum Brudermord. Der Machtkampf zwischen den Freiheitskämpfern des (demokratisch gesinnten) Mouvement National Algérien (MNA) einerseits und des (sozialistisch ausgerichteten) Front de Libération National (FLN) forderte viele Opfer und säte Zwietracht; ganz zu schweigen von den Auseinandersetzungen mit den Harkis, jenen Kämpfern, die (freiwillig oder gezwungener Maßen) auf Seite der französischen Kolonialherren gekämpft hatten. Sie wurden als Verräter der algerischen Sache massenhaft gelyncht. Als der Sieg über Frankreich errungen und der FLN schließlich siegreich aus dem Kampf um die Macht im unabhängigen Algerien hervorgegangen war, errichtete er als sozialistische Partei einen Einparteienstaat, der seine Überwachungs- und Folterkünste von den ehemaligen Herrschern gelernt hatte.

Die Stunde der Islamisten

Als jedoch Ende der 80er Jahre Unruhen losbrachen und vor allem die Jugend einen Ausweg aus der Mangelwirtschaft und eine Zukunftsperspektive einforderte, hatte eben dieser Staat den Verheißungen des erstarkenden Islamismus' im Land nichts entgegenzusetzen. Nach der demokratischen Öffnung und bei den ersten freien Wahlen des Landes zeichnete sich deshalb 1991 nach dem ersten Wahlgang ein Sieg des islamistischen Front Islamique du Salut (FIS) ab. Die Wahl wurde unterbrochen, die Islamisten um ihren demokratisch errungenen Sieg gebracht. Was folgte, waren 10 Jahre blutigen Bürgerkrieges, der das Land mit Terror überzog und zwischen 100.000 und 200.000 Todesopfer forderte. Da sich das Militär die chaotische Lage zu Nutze machte, die Islamisten infiltrierte und unter diesem Deckmantel auch unliebsame Demokraten, Intellektuelle und Künstler aus dem Weg räumte, wusste am Ende niemand mehr: Qui tue qui? Wer tötet eigentlich wen?

Die Gewalt an den Frauen

Die Gewalt hat in Algerien also tragische Tradition. Dies zu verstehen, ist unerlässlich, um die heutige Situation der Frauen zu erfassen. Denn im andauernden Kampf der Algerier um Selbstbestimmung standen und stehen die Algerierinnen immer wieder im Fadenkreuz der widerstreitenden Mächte und damit auch der Gewalt. Einer Gewalt, die Körper und Seelen versehrt hat und sich in unterschiedlicher Gestalt immer wieder gegen die Algerie-

rinnen gerichtet hat: Sie standen zunächst im Visier der so genannten französischen Zivilisierungsmission während des Kolonialismus, dienten dann als Manövriermasse im Konflikt sozialistischer Führer und konservativer Mächte nach der Unabhängigkeit und wurden schließlich zu Hassobjekten islamistischer Eiferer, die durch die Reglementierung weiblicher Lebensführung die Kontrolle über das Land zu erlangen suchten. Deshalb waren und sind die Frauen zugleich Spiegel und Spielball der algerischen Gesellschaft, ihrer sozialen Auseinandersetzungen und Kräfteverhältnisse. In psychologischen Beratungsstellen, Frauenhäusern und Selbsthilfegruppen versuchen die Algerierinnen seit einigen Jahren die unmenschliche Gewalt, die ihnen von den islamistischen Terroristen während des zehnjährigen Bürgerkrieges, der „*décennie noir*“, angetan wurde, zu verarbeiten. Während dieses schwarzen Jahrzehnts wurden Frauen diffamiert, verleumdet und verfolgt, sie wurden verschleppt, vergewaltigt und verstümmelt, ihnen wurden Kinder geraubt und Ungeborene aus dem Leib geschnitten. Opferhilfe und Traumabewältigung zu leisten, ist deshalb heute ein mühsamer Weg, der nur langsam Früchte trägt.

Fragen

Wie hat der Islamismus fünf Jahre nach dem Ende der schlimmsten Attacken die Position der algerischen Frauen verändert? Wie finden sie sich mit ihrem Bedürfnis nach Frieden und Wohlergehen, aber auch nach mehr Selbstbestimmung und Freiheit in dieser über Generationen hinweg terrorisierten, traumatisierten und islamisierten Gesellschaft zurecht? Diesen Fragen wollte ich nachgehen. Meine Recherchen fielen in eine Zeit, da nach einigen Jahren der relativen Ruhe, die islamistisch motivierten terroristischen Anschläge wieder zunahmen und den zumindest von außen nahe geglaubten Frieden in weite Ferne gerückt haben.

3. Aminas Enttäuschung – Der Islamismus und die Spaltung der Frauenbewegung

Der Frauensaal ist bunt, der Männersaal kahl. Bei den Frauen spielt die Live-Musik, bei den Männern hallt das Knallen der Dominosteine auf den Tischen wider. Die Frauen tanzen, die Männer sitzen auf Plastikstuhlleihen entlang der hellblau gestrichenen Wände und trinken Limo. Eine Hochzeit wird in Algerien immer solange getrennt gefeiert, bis alle Männer, die nicht zur Familie gehören und denen deshalb der Blick auf die Schönheit der Frauen verwehrt bleiben soll, gegangen sind. Ich darf von der einen in die andere Welt wandern, darf in beide Welten eintauchen. Außer mir darf

das nur Amina. Sie hat mich eingeladen. Es ist wohl die letzte Hochzeit, die sie in Algerien erleben wird und sie ist stolz, einen ausländischen Gast mitzubringen, mich ihrer Familie vorzustellen. Als ich hinüber zu den Männern will und sie auffordere, mich zu begleiten, zieht sie es vor, den Onkel und Gastgeber um Erlaubnis zu bitten. „Das gebietet der Respekt“, sagt sie. Dieser willigt mit einem gönnerhaften „Selbstverständlich!“ ein, und ich frage mich, ob diese Großzügigkeit üblich oder eher meiner Anwesenheit geschuldet ist. Doch als wir bei den Männern sitzen, wird mir schnell klar, dass Amina einen besonderen Status hat. Obgleich drüben im Frauenraum Algerierinnen feiern, die den Rest des Jahres in Frankreich leben oder mit ihrem Job die Familie mit ernähren, ist Amina die einzige, der die Männer zuhören. Der Preis, den Amina für diesen Respekt gezahlt hat, ist hoch. Das weiß ich, seitdem sie mir ihre Geschichte erzählt hat.

Der Angriff

Ich hatte Amina im Espace Noun kennen gelernt, Algiers einziger Buchhandlung, in der ab und zu Lesungen, Ausstellungen, Diskussionsabende stattfinden. Eine wohltuende Insel, aber auch ein exklusiver Ort, an dem eine eingeschworene intellektuelle Gemeinde ihre Wunden leckt. Da wir uns gleich sympathisch waren, vereinbarten wir ein Treffen. Dass ich sie an der Bushaltestelle unweit meines Wohnheims abholen sollte, wunderte mich. Heute weiß ich, dass sie immer noch ungern allein unterwegs ist. „Meine Mutter hielt mir gleich eine Standpauke“, sagt Amina, als wir schließlich im Aufenthaltsraum meines Wohnheims, des katholischen Centre des Glycines sitzen. Schuld seien ihre feministischen Hirngespinnste, habe die Mutter gemeint. Sie sei kein anständiges Mädchen, und was denn das für Freunde seien, die die Unverschämtheit besäßen, unangemeldet an der Tür zu klingeln und einfach so nach ihr zu fragen. „Aber ich wusste gleich, das konnten keine Freunde von mir sein“, erklärt mir die 35-Jährige mit den großen braunen Augen und dem herzförmigen Gesicht. Sie spricht mit der Festigkeit derjenigen, die ihren Text kennt. „Meine Kommilitonen waren zwar cool“, erinnert sie sich, „aber so cool dann auch wieder nicht, um sich als junge Männer zu trauen, bei meinen Eltern hereinzuschneien und nach mir zu fragen.“ Die jungen Männer waren islamistische Terroristen. Das ist über zehn Jahre her. Amina studierte damals Wirtschaft und Philosophie im kabyllischen Tizi Ouzou. Sie war politisch aktiv in verschiedenen Frauengruppen. „Ich diskutierte gern, ging zu Demonstrationen und Kundgebungen, sogar spät abends.“ Journalistin habe sie werden wollen, träumte von einem selbstbestimmten unabhängigen Leben, von einer ausgeglichenen respektvollen Partnerschaft, in der um der Selbständigkeit willen eine Heirat für sie ausgeschlossen gewesen wäre.

Die Islamisten verpassten Amina vier Mal. Beim fünften Mal ist sie ihnen im letzten Moment entkommen. Das war an jenem Morgen, als niemand sonst im Haus und die bereits einmal von den Terroristen beschädigte Wohnungstür noch nicht repariert war. „Mein Bruder wartete auf einen Freund und weil der nicht kam, ging er kurz raus spazieren.“ Amina blieb allein in der Wohnung in El Harrach, einem jener Vorstadtbezirke, in denen die Islamisten besonders wirksam um Anhänger geworben hatten. Ich selbst war dort auch einmal unterwegs. Es begegnen einem besonders viele junge Frauen mit Kopftuch, und im Bus rücken die Männer mit langen Bärten von einer Fremden ab, die sich in ihr Revier gewagt hat, in dem sich Ausländer schon seit Jahren nicht mehr blicken lassen. Bereits von weitem erkennt der Besucher die riesenhaften Wohnblocks, die im spitzen Winkel auf die Autobahn treffen. Dort am Standstreifen lassen sich die Bewohner des Viertels für eine Fahrt in die Innenstadt abholen, was bei den vorbeirasenden Autos lebensgefährlich ist. Die Infrastruktur in El Harrach ist miserabel.

„Ich hörte Schritte auf der Treppe, wir wohnen ganz oben“, erzählt Amina. Als es an der notdürftig befestigten Tür klopfte, rief sie den Namen des Freundes, auf den ihr Bruder gewartet hatte. „Yassin?“ Ja, antwortete jemand hinter der Tür, dessen Stimme nicht wie die von Yassin klang. „Da hatte ich verstanden“, sagt Amina tonlos und die eingeübte Distanz ihrer Stimme ist plötzlich verschwunden. Sie habe dann einen anderen Namen gerufen: „Silyez?“ Als die Antwort wieder „ja“ lautete, wurde ihr kalt.

Die Enttäuschung

Amina entkam den Terroristen. Die Schritte des Freundes, auf den ihr Bruder vergeblich gewartet hatte, schreckten ihren Häscher auf, so dass dieser die Flucht ergriff, bevor er zu Amina vordringen konnte. Später nahm die Polizei in der Nachbarschaft zu Protokoll, der Mann, der geflüchtet war, habe einen langen in ein Tuch eingewickelten Gegenstand bei sich getragen. Zwischen 1992 und 2002 benutzten die islamistischen Terroristen vorzugsweise Messer, um ihren Opfern die Kehle durchzuschneiden. An diesem Tag veränderte sich Aminas Leben. Mit dem Tode bedroht, kehrte sie in den Schoß der Familie zurück, aus der sie hatte ausbrechen wollen. Ihren feministischen Traum begrub sie, als die Familie ihr aus Angst untersagte, die Tür zu öffnen, ans Telefon zu gehen, alleine das Haus zu verlassen, sich ohne ein Kopftuch nach draußen zu wagen. „Ich war plötzlich wie ein Tier: essen, schlafen – das war alles.“ Heute lebe sie ihre Überzeugungen nicht mehr wie früher. Sie habe Kompromisse, Zugeständnisse gemacht. Einen Mann hat Amina seither nicht gefunden, weshalb sie noch immer bei ihren Eltern lebt. Ihre Vorstellungen von Unabhängigkeit und Selbstbestimmtheit seien in Algerien nicht realisierbar. Aber sie hat auch eine gute Nachricht

bekommen: Eine Einladung zum Vorstellungsgespräch bei der kanadischen Auswanderungsbehörde. Antrag auf Immigration. Amina lächelt, zum ersten Mal an diesem Nachmittag.

Die Spaltung

Der islamistische Terror hat nicht nur einzelne Lebensentwürfe zerstört, er hat auch die algerische Frauenbewegung gelähmt. Von den Islamisten attackiert, wandten sich viele Frauen von ihren ursprünglichen Zielen ab und widmeten ihre Energie dem Schutz der von den Gotteskriegern bedrohten Zivilgesellschaft. Deren neu gegründete religiös fundamentalistische, erklärtermaßen antidemokratische Partei, der Front islamique du Salut (FIS), war nach der politischen Öffnung des Landes bei den ersten demokratischen Wahlen 1992 beinahe zur stärksten Macht im Parlament geworden. Doch aus Angst vor „iranischen Verhältnissen“ ließ ein Bündnis aus Militärs, alten Machthabern und demokratischen Bürgerrechtlern den zweiten, entscheidenden Wahlgang abbrechen. Ein undemokratischer Akt zur Rettung der Demokratie. Mit diesem Wahlabbruch begann die tödliche Welle der Gewalt. Bevor die Auseinandersetzung bürgerkriegsähnliche Ausmaße annahm und tausende Zivilisten ihr Leben ließen, verschleppt oder vergewaltigt wurden, richteten sich die brutalen Angriffe bewaffneter Islamisten zunächst auf Sicherheitsbeamte, Politiker und demokratisch aktive algerische Bürger: Intellektuelle, Journalisten, Künstler, Feministinnen.

Tausende Frauen gingen in dieser Zeit auf die Straße. Mutig boten sie den Islamisten die Stirn, jedoch auf unterschiedliche Weise und mit vielfältigen politischen Überzeugungen. Einige kooperierten mit den Führern der ehemaligen Einheitspartei. Obgleich diese die Frauenrechte jahrzehntelang mit Füßen getreten hatten, erschien dieser Pakt in Zeiten des islamistischen Terrors als geringeres Übel. Auch die bekannte Feministin Khalida Toumi schloss sich dem Bündnis an und nahm nach jahrelangem, mitunter lebensgefährlichem Kampf für mehr Gleichberechtigung, gegen die Konservativen in der Regierung und gegen die Islamisten in der Gesellschaft, einen Posten als Kulturministerin an. Seither ist sie in den Augen der meisten politisch engagierten Frauen desavouiert. Zu sehr scheint sie sich mit den alten Machthabern gemein gemacht zu haben, zu weit ist sie in den Augen ehemaliger Mitstreiterinnen von den ursprünglich gemeinsamen Zielen abgerückt. Anders Louisa Hanoun. Sie versuchte als Chefin des Anfangs der Neunziger entstandenen Parti des travailleurs (PT) zugleich gegen den islamistischen Terrorismus und gegen jenes autokratische Regime anzutreten, das den religiösen Fanatismus in ihren Augen erst möglich gemacht hatte. Die Frauenrechtlerinnen spalteten sich also in Befürworterinnen und Gegnerinnen des Wahlabbruchs von 1992. „Es gab eine politische Bewegung

der Frauen“, resümiert eine von ihnen heute ernüchtert. „Es gab sie in dem Moment, wo es galt, Nein zum Terrorismus zu sagen und das Überleben des Landes zu sichern. Aber was eine feministische Bewegung anbelangt, so haben wir uns schlichtweg nicht einigen können. Die existiert nicht. Unter dem Strich haben wir politisch gesiegt, aber auf feministischer Ebene sind wir gescheitert.“

4. Malikas Schubladenschätze – Die Unabhängigkeit und ihre Heldinnen

Malika bläst die Backen auf. Die quirlige Frau Anfang 60 wiederholt inbrünstig jeden zweiten Satz und kullert zur Untermauerung ihrer Ausführungen mit ihren braunen Augen. Wenn sie ihrem kleinen dicken Enkel in die Wangen kneift und sich gleichzeitig über der dampfenden Couscousière mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn wischt, ist sie vor allem eines: Eine algerische Oma mitten im Ramadan. Eine Oma mit wilder Vergangenheit. Einmal wird der Kleine vielleicht die hölzerne Kommodenschublade aufziehen und darin jenes blasse Stück Papier entdecken, das Malika seit einem halben Jahrhundert aufbewahrt: Die offizielle Bestätigung ihres Einsatzes im Unabhängigkeitskrieg, ihr Beweis, eine Moudjahidat zu sein; Freiheitskämpferin, Ehrenwürdenträgerin, nationale Heldin. „Meine Familie war nationalistisch, im besten Sinne“, erzählt Malika und lässt sich nach getaner Arbeit in der Küche und ausgiebigem Fastenbrechen auf das lederne Sofa plumpsen. Sie stopft die bunten Kissen hinter ihrem Rücken zurecht und berichtet vom Leben mit ihren 8 kleineren Geschwistern und dem einfachen, bescheidenen, aber mutigen Vater. „Es war einfach selbstverständlich, dass jeder mitmacht und ich auch.“ Malika, Mitte der fünfziger Jahre, als der Aufstand der Algerier gegen die französischen Kolonisatoren begann, gerade 13 Jahre alt, versteckte Waffen in ihrem Ranzen. Sie brachte Pistolen zu vereinbarten Orten, an denen Attentate auf die Kolonisatoren geplant waren. „Weil die Waffe danach ja wieder schnell verschwinden musste, blieb ich einfach dabei, wenn es passierte“, erinnert sie sich. „Ich versteckte mich und nahm dann die Pistole wieder mit. Das musste alles sehr schnell gehen.“

Als die Franzosen Malika eines Tages erwischten, brachte man sie in eine Frauenzelle des Gefängnisses von Oran; mit ihr saßen dort junge Frauen, gestandene Mütter und Großmütter. In ihren Handtaschen hatten sie Bomben in französischen Cafés deponiert, die die Schlacht von Algier auslösten, sie hatten die Kämpfer mit Essen und Medikamenten versorgt und geheime Botschaften überbracht. Manche hatten sogar, wie die Männer, getötet. „Jedes

Mal, wenn einer der Männer im Gefängnis auf den Gefängnishof zum Schafott geführt wurde, stimmten die Frauen ihre ohrenbetäubenden Youyou-Rufe an“, berichtet Malika. Mit ihren Schreien machten sie den Todgeweihten Mut und erwiesen ihnen eine letzte Ehre. Erst nach der Unabhängigkeit begann Malika ihre eigene Rolle in diesem Krieg zu begreifen, verstand, was ein Attentat bedeutet, und erinnerte sich an die Angst, die sie in den Augenblicken nach der Tat empfunden hatte. Aus der Gefangenschaft entlassen, holte sie ihre Schulprüfungen nach, legte das Abitur ab und studierte für einige Zeit im Ausland. Sie blieb damit eine große Ausnahme.

Ungeliebte Lorbeeren

Die meisten Moudjahidat nahmen nach dem Krieg wieder ihre angestammte Rolle als Hausfrau und Mutter ein. Sie gingen buchstäblich nach Hause. Doch ihr Einsatz sollte auch noch in den 70er und 80er Jahren des befreiten unabhängigen Algerien junge Feministinnen ermutigen, und die Moudjahidat nutzten den Respekt, den man ihnen schuldete, um sich für die Sache der Frauen einzusetzen und für mehr Rechte zu streiten. Sie wurden zunächst zum strahlenden Sinnbild des Feminismus und schließlich zu seiner Knebelung. Denn „die algerische Frau“, so verkündete Staatschef Boumedienne Ende der 70er Jahre „braucht keine Emanzipation. Sie hat sich bereits im Unabhängigkeitskrieg befreit.“ Mit dieser memorativen politischen Umarmung der Moudjahidat durch die Staatsmacht wurde der Mythos der Kriegsheldinnen zum Totschlagargument gegen jeden Versuch der Emanzipation.

5. Saida Gummihandschuhe – Der Kampf um die Rechte der Frau

Weil das Licht im Treppenhaus des alten Kolonialbaus in der Rue D’Izzly Nummer 11 nicht funktioniert, stoße ich mit Saida beinahe zusammen. Gerade noch rechtzeitig sehe ich ihre gelben Putzhandschuhe leuchten, trete schnell zur Seite und sage „Guten Tag“. Langsam gewöhnen sich meine Augen an die Dunkelheit. Durch das blinde Innenhoffenster dringen ein paar Sonnenstrahlen ins Treppenhaus und den alten offenen Aufzugschacht, dessen Fahrstuhl jemand einmal ausgebaut und entwendet haben muss. Übrig geblieben sind die geschwungenen Eisengitter der Kolonialzeit. Saida spult die ausführliche, salbungsvolle Antwort auf meinen Gruß herunter, lächelt schüchtern und scheint mich zu kennen. Obwohl sie hier nur einmal die Woche putzt, ist ihr nicht verborgen geblieben, dass in der Wohnung zweier Männer eine junge Frau ein- und ausgeht. Ich erkundige mich, wie es ihr geht, woraufhin die kleine magere Frau beide Hände in den zu großen gel-

ben Gummihandschuhen auf den Schrubber stützt und seufzt. „Schouia a Madame“, sagt sie. „Es geht so“, sie habe immer noch kein Dach über dem Kopf, schlafe im Flur der Nummer 8 zwei Häuser weiter und spare sich weiterhin die Anwaltskosten vom Munde ab. Als ich wissen will, wofür sie den Anwalt denn braucht, verfinstert sich ihr Blick. Sie sei seit Jahren von ihrem Mann geschieden, erklärt sie, während ich mich frage, wie alt Saida wohl sein mag. Ausgemergelt sieht sie aus, die Haut am Hals ist blass und schlaff, ihre Gesichtsfarbe gleicht dem grauen Tuch, das sie sich zur Arbeit um die Haare gebunden hat, um ihre Augen haben sich graue Ringe gelegt. „Mein Mann hat nach der Scheidung das Haus behalten, obwohl es Teil meiner Mitgift war“, erzählt sie weiter. Nun versuche sie, etwas davon zurückzubekommen, um leben zu können. Die Anwältin koste viel, habe aber nichts erreicht. Zwei kleinere Kinder, berichtet Saida, habe sie bei einer Freundin untergebracht, denn ihre Eltern wollten sie nicht mehr bei sich aufnehmen. Als ich ihr die Nummer von Nadia Ait Zai gebe und sage, dort im „Centre d’information et de documentation sur les droits de l’enfant et de la femme“ bekomme sie kostenlose Rechtsberatung, lässt sie den Schrubber auf die Brust sinken und fasst mit quietschenden Gummifingern ungläubig den Zettel, auf den ich die Nummer von Madame Ait Zai gekritzelt habe. „Hamdullah, a Madame – Gott sei Dank, Gott sei mit Ihnen“, wiederholt Saida noch, als ich bereits am Ausgang bin und auf die Rue d’Izzly trete. Wie meistens laufe ich an der alten Post vorbei und biege in die Rue Didouche Mourad, die Hauptader im Stadtkern von Algier, die Straße mit den meisten Boutiquen und den meisten Bettlerinnen. Sie putzen nicht wie Saida, sondern bitten, ihre Kinder auf den Knien, um Almosen. Doch genau wie Saida sind sie Opfer des Code de la famille. Eine Woche später treffe ich Saida wieder. Sie hat bei CIDDEF angerufen und ein Treffen mit Madame Ait Zai vereinbart.

Der Code de la famille

Das „Centre d’information et de documentation sur les droits de l’enfant et de la femme“, kurz CIDDEF, befindet sich am oberen Ende der Rue Didouche Mourad, in den Seitenräumen der Kirche Sacré Coeur, hinter einer grünen Metalltür. Dieser Eingang ist so unauffällig, dass er regelmäßig von Autos zugeparkt wird. Dann steht Nadia Ait Zai morgens früh auf dem Gehsteig vor der Tür und wartet mit dem Schlüssel in der Hand und einer Aktentasche unterm Arm. In der Regel kommt irgendwann ein Freund eines Neffen eines Ladenbesitzers, dessen Lieferant die Tür zugeparkt hat, vorbei, besorgt den Autoschlüssel des Falschparkers und setzt den Wagen weg. Nadia Ait Zai braucht Geduld, sowieso. Seit mehr als zwanzig Jahren kämpft die stämmige Frau mit den kurzen graubraunen Haaren und den dicken Brillengläsern gegen das restriktive algerische Frauenrecht, das die Regierung

Chadli Benjedid 1984 einführte. Dieses Personenstandsrecht, dem auch in Frankreich lebende Algerierinnen bis heute unterstehen, führt die Position der Frau in der Gesellschaft ad absurdum. Eine Algerierin darf arbeiten, wählen und sich wählen lassen; sie darf Staatspräsidentin werden und Politik machen – nur nicht in der eigenen Familie. Dort bleibt sie auf Lebenszeit im rechtlichen Status einer Minderjährigen. Sie kann von ihrem Mann verstoßen werden und muss dessen Polygamie akzeptieren. Ist sie geschieden, verliert sie bei einer erneuten Heirat des Mannes das Sorgerecht für ihre Kinder. Heiratet sie selbst, benötigt sie hierzu einen männlichen Vormund; dies kann bei zweiter Heirat sogar ihr eigener volljähriger Sohn sein. Auch die Präsidentin der Republik könnte in diesem Fall nicht selbständig in den Bund der Ehe treten.

Verhängnisvolles Vermächtnis

Dieses Personenstandsrecht abzuschaffen, war lange Jahre das Ziel von Nadia Ait Zai und eines großen Teils der algerischen Frauenbewegung. Denn es verknüpft auf für die Frauen nachteilige Weise das islamische Recht mit dem modernen französischen Zivilrecht. Mit ihrer Kritik stellten die Feministinnen ein Konzept in Frage, das das Frauenrecht seit der Kolonialzeit als Sonderbereich außerhalb des säkular organisierten Zivilrechts definiert. Denn während der Kolonialherrschaft hatten die Algerier nur unter einer Bedingung die Möglichkeit französische Vollbürger zu werden: Sie mussten ihren islamischen „statut personnel“ aufgeben. Dieser betraf alle Regelungen der Eheschließung, der Scheidung, der Erbschaft etc. Da er auf dem Koran basierte, war er mit dem französischen Zivilrecht unvereinbar. Doch eben dieses Personenstandsrecht schien den Kern der algerisch-muslimischen Identität und Lebensform auszumachen, weshalb über Jahrzehnte hinweg nur einige Tausend Einheimische das französische Bürgerrecht annahmen. Sie hielten also ihre Frauen im muslimischen Recht und „schützten“ sie damit vor dem Zugriff des französischen „Code civil“ samt seiner Wertvorstellungen. Auch als die Regelung kurz vor der Unabhängigkeit geändert und es schließlich für Algerierinnen möglich wurde, französische Bürgerinnen zu werden, ohne auf ihren islamischen „statut personnel“ zu verzichten, blieb die Wirkung fatal: Der Status der Frau wurde nicht mehr für sich, sondern immer innerhalb der Familie und damit im Zusammenhang von Scheidung, Erbrecht und muslimischer Lebensführung definiert. Damit war er juristisch in einem Sonderbereich verortet worden, der außerhalb des mittlerweile dominierenden französischen Rechtssystems angesiedelt war und stets mit Brauchtum, Tradition und islamischer Scharia verbunden blieb. Diese unheilvolle Koexistenz zweier Rechtssysteme führte nach der Entkolonialisierung zum umstrittenen Code de la famille, jenem

Persönlichkeitsrecht, das sich als einziger rechtlicher Teilbereich der algerischen Gesetzgebung auf religiöse Quellen bezieht.

Erster Erfolg

Die Frauenbewegung der achtziger Jahre, der auch Nadia Ait Zai angehört, hat sich an der Frage „Abschaffung oder Änderung“ des Code de la famille aufgerufen und dabei ihre Geschlossenheit verloren. Trotz zahlreicher Proteste und Petitionen, trotz internationaler Vernetzung und weiblicher Präsenz im Parlament sollte es 21 Jahre dauern, bis schließlich im Februar 2005 erste Gesetzesänderungen den Code entschärften. Der geänderte Gesetzestext sieht vor, dass geschiedene Frauen, die traditionell das Sorgerecht für die Töchter sowie für die Jungen bis zu ihrem zehnten Lebensjahr erhalten, in der gemeinsamen Wohnung bleiben dürfen. Der Mann darf seine geschiedene Ehefrau nicht mehr samt Kindern auf die Straße setzen, was bisher Saida und viele andere Algerierinnen zu Obdachlosen machte. Doch schafft er weder die Verstoßung der Ehefrau durch ihren Mann noch die Polygamie ab, die jedoch in Algerien mit weniger als 5% der Ehen eher zweitrangig ist. Zudem wurde eine entscheidende Rechtsvorgabe nicht abgeschafft: der Vormund. Die Feministinnen haben es nicht verhindern können, dass das Projekt des Präsidenten Abdelaziz Bouteflika, die Vormundschaft komplett aufzuheben, von Konservativen unterwandert und schließlich gekippt wurde. Der Kompromiss sieht nun vor, dass Frauen zwar weiterhin einen Vormund bei der Eheschließung benötigen, ihn aber selbst aussuchen und zur Not auch einen Fremden zu diesem Zwecke bestimmen dürfen. Ein Scheitern der Frauenbewegung? Nadia Ait Zai fällt die Antwort schwer. „Es sind Verbesserungen, aber wir dürfen jetzt nicht nachlassen. Wir müssen weiterarbeiten. Kapitel für Kapitel, Schritt für Schritt.“ Die Frauenrechtlerinnen mit ihren hohen Ansprüchen hätten die Sache noch verkompliziert. Sie seien den Kampf falsch angegangen, weshalb ihr Image heute angeschlagen sei. Ihre Vorstöße seien nicht immer gut aufgenommen worden und manches Mal über das Ziel hinausgeschossen. „Algerien ist eben paradox. Wir sind eine institutionell moderne Gesellschaft, die traditionell funktioniert.“

6. Ghanias Wut – Das Kopftuch und der Generationenkonflikt

Vor der Großen Post bin ich mit zwei algerischen Kollegen verabredet. Der von den Franzosen zum 100-jährigen Bestehen der Kolonie errichtete Prachtbau liegt im Herzen Algiers und ist ein beliebter Treffpunkt. Da ich es nicht wage, mich allein in eines der zwei gegenüberliegenden Straßencafés, deren Terrassen ausschließlich von Männern bevölkert sind, zu setzen,

warte ich auf den Stufen der imposanten Freitreppe vor der Post. Mustapha und Tahar kommen in Begleitung einer jungen Frau, die vielleicht Anfang zwanzig ist, schätze ich. Als wir uns gegenseitig vorstellen, schaut mir Ghania neugierig und zugleich feindlich ins Gesicht. Fast drei Monate später, bei unserem Abschied, wird mir ihr Blick sehr vertraut sein. Wenn sie durch die Straßen läuft, und sei es nur, um Spülmittel im nächsten Laden zu besorgen, sieht Ghania aus, als wolle sie gleich eine Revolution anzetteln oder jemanden umbringen. Den kleinen Körper sehr aufrecht, über den schweren runden Busen eine Jeansjacke gezogen, die sinnlichen Lippen ohne auch nur den Anflug eines Lächelns aufeinander gepresst, eine dicke schwarze Haarsträhne im Gesicht, folgt sie mit festen Schritten wie ferngesteuert ihrem Weg. Anmache widerfährt ihr selten, irgendetwas an ihrem schönen Gesicht schüchtert die Männer ein. Ghania ist Journalistin, sehr wütend und an Leichtsinnigkeit grenzend mutig. Die erste Auslandsreise ihres Lebens hat sie, kurz bevor wir uns kennen lernen, im Juli 2006 in den bombardierten Libanon gemacht. Sie war eine der ersten weiblichen Journalistinnen vor Ort, 24 Jahre alt und fest entschlossen, ihre Arbeit ebenso furchtlos zu machen wie ihre erfahrenen männlichen Kollegen. Doch vor allem im Alltag beweist Ghania Mut. Sie lebt in einer Wohngemeinschaft mit Freund und Mitbewohner und begibt sich damit jeden Tag aufs Neue in Gefahr. Die Wohnung liegt im Viertel ihrer nichts ahnenden Eltern. Eine ungewollte Begegnung, die Ghantias wahres Leben verrät, ist deshalb jederzeit möglich.

Eine Gesellschaft, zwei Welten

Ghania studiert Jura, doch verbringt sie den Großteil ihrer Zeit in der Redaktion einer großen arabischsprachigen Zeitung in Algier. Die Uni hat sie satt. Die Professorinnen hat sie satt. Vor allem jene, die ihre Studentinnen mit Verachtung behandeln. „Mme Ait Zai zum Beispiel“, erregt sie sich, „allein wie sie sich hinsetzt, ist für verschleierte junge Frauen schon eine Provokation. Sie behandelt sie wie Tiere.“ Frau Ait Zai schätze grundsätzlich jene Studentinnen gering, die nur schlecht Französisch sprechen und das Kopftuch tragen. Wie schwierig die Kommunikation zwischen jungen Frauen und Teilen der älteren Generation tatsächlich ist, begreife ich, als ich mich mit Mme Ait Zai selbst treffe. Die Frauenrechtlerin und Juristin, die schon Ende der siebziger Jahre gegen das ungerechte algerische Familienrecht auf die Straße ging, kann die aus ihrer Sicht zurückgenommene affirmative Art ihrer Studentinnen, sich in der algerischen Gesellschaft zu bewegen, nicht nachvollziehen. „Meine Aufgabe ist es, diese jungen Mädchen ein bisschen zu schocken, dass sie sich mal ein paar Fragen stellen. Sie glauben, die Religion könne alle Probleme regeln.“ Frau Ait Zai interpretiert die seit einigen Jahren augenscheinliche Zunahme des Schleiers in Algerien nicht

als Ausdruck gesteigerter Religiosität, sondern als Zeichen einer Identitätssuche, auf die sich gerade viele junge Frauen begeben hätten.

Der Islam ist einfach cool

Ghania selbst ist nicht religiös und mit den in islamisch-konservativen Studentenorganisationen engagierten Kommilitoninnen ihrer Fakultät verbindet sie nichts außer dem Studienfach. Scheinbar. Denn Ghania und ihre Kommilitoninnen gehören trotz aller äußerlichen Unterschiede einer Generation an, die mit den Parolen der feministischen Garde nichts mehr anfangen kann. „Die führen doch einen völlig losgelösten Diskurs“, schimpft Ghania. „Diese Frauen kennen doch unsere Realität gar nicht.“ Sie eiferten nur den Westlerinnen nach, forderten die Frauen auf, sich gegen die Dominanz der Männer zu wehren. „So ein Quatsch, warum sollen wir den Männern den Krieg erklären, das ist doch sexistisches Gefasel.“ Ghantias Kommilitoninnen der islamisch-konservativen Studentenorganisation üben ebenfalls scharfe Kritik. Die Feministinnen seien doch verrückt, ihre Ideologie sei aus dem Westen importiert, ein Fremdkörper und nicht mit dem guten muslimischen Leben vereinbar. In dem Versammlungsraum, in dem ich mit den Studentinnen verabredet bin, sind die Wände mit martialisch-kitschigen Postern plakatiert. Auf einer der Abbildungen strahlt Arafats Konterfei über dem Tempelberg. Auf einem Poster werden weinende Palästinenser-Mütter mit ihren Babys im Arm vor blutrottem Hintergrund von verummumten islamistischen Kämpfern mit Maschinengewehren verteidigt. Und neben einigen Graffitis lächelt Hamas-Gründer Scheich Achmed Yassin auf unser Frauentrüppchen herab. Zu unserem Treffen sind etwa zwölf junge Frauen gekommen und eine Dolmetscherin, die unsere Debatte mit sichtlicher Mühe zu übersetzen versucht. Französisch spricht kaum eine. Trotz der chaotisch und erregt geführten Diskussion wird schnell klar, dass der Islam Grundlage ihres Gesellschaftsentwurfes ist, der sich vor allem über das Verhältnis von Mann und Frau und ihre Rollen in der Gemeinschaft definiert.

Das Kopftuch spielt dabei eine wesentliche Rolle. Wobei die Verschleierung auch in dieser religiösen Frauengruppe extrem kontrovers diskutiert wird. In einem sind sich jedoch alle Studentinnen einig: Man trage das Kopftuch für Gott. Auf viele Algerierinnen trifft das zu. Religiöse Gefühle sind sehr viel intensiver und präsenter als in Europa. Es gibt sogar unverschleierte Frauen, die aus unterschiedlichen Gründen, (etwa um mit ihren jüngeren Schwestern, die unter dem Druck des Familienwillens stehen, solidarisch zu sein und ihnen eine Wahlmöglichkeit zu lassen) kein Kopftuch tragen, aber darunter leiden und sich nichts sehnlicher wünschen, als eines Tages ihre fromme Pflicht zu tun und das Kopftuch endlich anzulegen. Für viele ist es darüber hinaus eine Frage persönlicher Identität und Gruppenzu-

gehörigkeit. „Ich finde den Islam einfach cool“, sagt eine junge Frau, und es klingt, als spreche sie von einer Boygroup. Die jungen Frauen sind im Islamismus aufgewachsen, haben im Gegensatz zu den Feministinnen der siebziger und achtziger Jahre den Konservatismus ihrer Gesellschaft als normal erlebt und schaffen sich selbst mit dessen Akzeptanz eine Möglichkeit, sich von westlichen Einflüssen abzugrenzen. Mit der Internalisierung dieses Konservatismus gelingt es ihnen, sich der Zerrissenheit der traumatisierten algerischen Gesellschaft nach dem Terror von Islamisten und Militär zu entziehen und inneren Frieden zu finden. Das Kopftuch wird in dieser Situation zum Statement. Es suggeriert Festigkeit. Auf diese Weise stellt man ein Traditionsbewusstsein zur Schau, das die religiösen Mächte im Land befriedigt und zugleich die säkularen Kräfte nicht stören kann, denn von der Regierung wird noch immer alles unterstützt, was das Algeriertum in irgendeiner Form von der alten Kolonialherrschaft abgrenzt. Das Kopftuch löst also gerade in der jungen Generation Probleme.

Religion und Identität

Das Kopftuch wirft jedoch auch neue Probleme auf. Die Vermengung von Religion und Tradition gerät oft zu einer bedrohlichen Mischung. Denn der Verzicht auf das Kopftuch kann nicht nur als Ungläubigkeit, sondern auch als Verrat an der algerischen Identität verstanden werden. Gegen eben diese Logik wehren sich junge Frauen wie Ghania auf eine andere Weise als noch die gestandenen Feministinnen der älteren Generation. Jene definierten sich zum Großteil über ihre Ablehnung des Kopftuchs, der Religion als sozialem Regulativ und nahmen zur Verwirklichung ihres selbstbestimmten Lebensstils den Bruch mit ihrer Umwelt und die Verstoßung aus der Gesellschaft hin. Ghania ist nicht bereit, dieses Opfer zu bringen und will mit behutsameren Schritten ihren Emanzipationsanspruch mit der Lebenswirklichkeit ihrer Mitmenschen versöhnen, was in älteren Augen wiederum als Strategie der Konfliktvermeidung erscheint. Täglich jedoch erlebt Ghania, wie viel schwerer es in der nach dem Terror reislamisierten, äußerst traditionsbewussten algerischen Gesellschaft ist, ihre Überzeugungen zu leben, statt, wie ihre Kommilitoninnen, im konservativen Strom mitzuschwimmen.

Warum das Kopftuch zum Küssen gut ist

Neben dem Glaubensbekenntnis und der Identitätssuche gibt es in Algerien tausendundeinen Grund, sich für das Kopftuch zu entscheiden. Auffallend sind die zahllosen Pärchen, die sich in den Parks der Städte in der Intimität hoher Bäume und Büsche verstohlene Küsse geben. 95 Prozent der Frauen, die auf diese Weise ungestörte Zweisamkeit mit ihrem Liebsten suchen, tragen das Kopftuch. Ich bin einmal mit einem algerischen Kollegen

von einem Wärter aus einem Park gejagt worden, als wir nebeneinander auf einem Mäuerchen saßen und Zeitung lasen. Eine verschleierte Frau hingegen ist nicht nur weniger gut zu erkennen, genießt also eine gewisse Anonymität, sondern erfährt auch mehr Respekt, den ihr bis zu einem gewissen Grad sogar Autoritätspersonen zollen. Hinzu kommen Gründe, wie der Druck männlicher Familienmitglieder, die aus der Verschleierung ihrer Mütter, Schwestern und Töchter Ehrgefühl schöpfen, das aufgrund der hohen Arbeits- und Perspektivlosigkeit algerischer Männer stark angeschlagen ist. Auch die permanente Anmache auf der Straße wird, wenn auch zögerlich, als Grund der Verschleierung genannt, was nicht mit der von Gott gebotenen Keuschheit zu verwechseln ist. Als Schutz vor männlicher Zudringlichkeit dient das Kopftuch im Alltag eher physischer Abwehr als Ausdruck religiöser Überzeugung. Auch benutzen junge Frauen das Kopftuch immer mehr als Vehikel, um unbehelligt arbeiten und studieren zu können. Denn häufig werden gerade Mädchen vom Lande nur zum Studium in die Stadt gelassen, wenn sie das Kopftuch tragen. In diesem Zusammenhang garantiert die Verschleierung also ein Ausmaß von Freiheit, das den Frauen sonst verwehrt bliebe. Ein weiterer Grund für das Kopftuch ist der Heiratswunsch. Selbst in gebildeten, in der Freizeitgestaltung eher westlich orientierten Schichten kommt es häufig vor, dass junge Frauen im Alter zwischen 18 und 25 Jahren „ihren Spaß“ haben wollen, aber erst mit dem Zeitpunkt der Heiratswilligkeit das Kopftuch anlegen, um Seriosität und Anständigkeit zu signalisieren. Als ich selbst einmal das Experiment machte und abends während des Ramadans gemeinsam mit einer Freundin verschleiert über die Rue Didouche flanierte, war ich erstaunt, wie hartnäckig und dreist die Anmache dennoch war. Jeans, knielange Bluse und ein farbiges Kopftuch wirken keinesfalls abweisend, sondern eher als Appell an potentielle Ehemänner, ihr Glück zu versuchen.

Mai'68

Diese vielfältige Verwendung des Kopftuchs für ganz unterschiedliche Zwecke erscheint Frauen, die als Studentinnen in den siebziger und achtziger Jahren an sozialistisch geprägten Universitäten begannen, für die Frauenrechte zu kämpfen, absurd und scheinheilig. Sie empfinden die jungen Frauen nicht als auf neue Weise selbstbewusst, sondern als feige. Das Kopftuch, der schnöde Rückgriff auf eine religiöse Tradition, kann algerischen Feministinnen nicht als geschickter Trick, er muss vielmehr als Kapitulation vor dominanten Männern erscheinen. Darum denken Frauenrechtlerinnen wie Ourida Chouaki von der Organisation Fatma N'Soumour an einen Befreiungsschlag nach westlichem Muster: Sie sagt: „Vielleicht müssen wir endlich explodieren, wie ihr im Mai'68. Wir müssen endlich rauchend auf

die Straße gehen und unsere Büstenhalter in die Luft werfen.“ Den Studentinnen der islamischen Studentenliga hat sie dies noch nicht vorgeschlagen.

7. Nabilas Wartezimmer – Die Macht der Jungfräulichkeit

Nabila hat eine Wand eingezogen, mitten durchs Wartezimmer. Orange gestrichen wie die ganze Praxis, aber oben unter der Decke hat sie eine Öffnung gelassen. „So können sich Männer und Frauen wenigstens hören“, sagt sie. War die Wand ihre Idee? Die warmherzige Frau Anfang vierzig schüttelt lachend ihre hellbraunen Locken. Nein, sie wolle ja gerade, dass die Frauen ihre Männer in die gynäkologische Praxis mitbrächten, damit diese sähen, dass sie nicht nur physisch involviert seien, sondern auch emotional etwas zu gewinnen hätten. Aber das Gesetz gebietet die räumliche Trennung der Patienten. Meist ist jetzt das Frauenwartezimmer überfüllt und das Männerwartezimmer leer. „Es haben sich Szenen in meinem Wartezimmer abgespielt, die ich mir niemals hätte vorstellen können“, erzählt Nabila und schenkt Kaffee nach. Gerade in ihrer Anfangszeit vor zwei Jahren, als sie nach der Zeit als Krankenhausärztin gerade erst ihre Praxis eröffnet hatte, habe sie viele Situationen noch nicht richtig einschätzen können, was zu dramatischen Szenen geführt habe.

Nur ein Stück Papier

Fast immer ging es um das Jungfräulichkeitszertifikat. Zu Beginn habe sie es nicht ausstellen wollen. „Ich hatte junge Frauen hier, die lieber aus dem Fenster springen wollten, als in das Wartezimmer zu ihrer Schwiegermutter zurückzukehren, ohne das Zertifikat aufweisen zu können. Das hätte bedeutet, dass sie nicht mehr Jungfrau ist, obwohl ich es ihr zuvor mündlich bestätigt hatte.“ Nach diesen Erlebnissen habe sie ihre Meinung über das Zertifikat geändert, erklärt Nabila. Viele Frauen wollten diese schriftliche Bestätigung ihrer Jungfräulichkeit, um sich nach der Eheschließung gegen eine eventuelle Verstoßung durch den Mann wehren zu können. Der Vorwurf, sie sei nicht unberührt gewesen, sei dann mit einem solchen Zertifikat nicht aufrechtzuerhalten. Nabila geht sogar soweit zu sagen, dass das Jungfräulichkeitszertifikat mittlerweile eine Form des weiblichen Selbstschutzes geworden sei. Mit ihren Gutachten macht sich Nabila strafbar. Zwar hat die Regierung vor kurzem ein Gesetz erlassen, das eine Gesundheitsprüfung vor der Eheschließung zur Pflicht erhebt, ein Jungfräulichkeitszertifikat ist aber nicht vorgesehen. Es ist sogar ausdrücklich verboten. Nabila verteidigt ihre Haltung mit dem Hinweis auf die Lebenswirklichkeit ihrer jungen Patientinnen. Statt politische Kämpfe auszutragen, will sie lieber den Druck, den diese Frauen Tag

für Tag erleben, mildern, pragmatisch handeln und eine Vertrauensperson für die Frauen sein. „Wer die Verschüchterung im Gesicht einer 20-Jährigen, die in Begleitung von Ehemann, Schwiegermutter und Schwiegervater vor mir sitzt, nicht gesehen hat, weiß nicht, wovon er spricht.“

Das Jungfernhütchen als Kapital

Wie in der nicht allzu fernen Vergangenheit westlicher Kulturen ist die Sexualität der algerischen Frau ein Politikum. Als unfruchtbar gilt immer nur die Frau, unberührt muss nur sie bleiben, neugierig oder unbeherrscht darf allein der Mann sein. Der Kult um die weibliche Unberührtheit hat weitreichende Folgen. Im Gespräch mit jungen Männern und Frauen wird klar, dass das Gebot der Jungfräulichkeit nicht unbedingt körperliche Enthaltsamkeit zur Folge hat. Vielmehr haben viele Paare alternative Wege gefunden, ihre Lust dennoch auszuleben. Analverkehr etwa ist weit verbreitet und wird auch jenseits der Schmerzgrenze praktiziert. Selbst unter solchen Frauen, die sich in vielerlei Hinsicht über die ungeschriebenen Gesetze ihrer Gesellschaft hinwegsetzen und bereits vor der Ehe einen Partner haben, wird die imaginäre rote Linie der Jungfräulichkeit nur selten überschritten. Sollte die Beziehung nämlich vor der Eheschließung scheitern, bliebe so wenigstens dieses Kapital auf dem Heiratsmarkt. Selbst unberührte Mittdreißigerinnen, die längst jenseits des üblichen Heiratsalters sind, nehmen sich die Freiheit körperlicher Liebe nur selten. Denn wenn schon das Alter für einen Anwärter nicht mehr attraktiv ist, soll wenigstens die Jungfräulichkeit den Marktwert steigern. Es greift sicher zu kurz, die persönliche Freiheit eines Menschen ausschließlich am Maß seiner sexuellen Freiheit zu messen. Doch haben die Algerierinnen wie viele andere Musliminnen schlichtweg nicht die Wahl, mit ihrem Körper zu tun, was sie wollen. Der Schutz der Familie spielt eine alles dominierende Rolle. Er ist wohl der mächtigste Faktor im Regime der Jungfräulichkeit. Sogar eine Frau, die den Konflikt mit sich selbst ausgetragen hat und überzeugt ist, dass sich ihre Persönlichkeit nicht über ihr Jungfernhütchen definiert, fürchtet vor allem den Gesichtsverlust ihrer Familie, der mit der Preisgabe der Jungfräulichkeit einhergehen würde. Der Begriff „Eigenverantwortung“ macht also in diesem Zusammenhang keinen Sinn. Denn die weibliche Sexualität betrifft immer auch andere: den Mann, die Familie, die Gesellschaft insgesamt.

Gebellte Anmache

In Algerien herrscht dramatische Wohnungsknappheit. Viele Heiratswillige können keine Familie gründen, da bezahlbarer Wohnraum fehlt. Die Verzweiflung über diese Situation schlägt bei vielen Männern in Aggression gegen Frauen um. Junge Männer und Frauen haben so wenige Möglich-

keiten einander kennen zu lernen, dass ein gemeinsames Aufbäumen gegen die Umstände, die sie gleichermaßen beschränken, kaum denkbar ist. Bis auf eine kleine Elite aufgeweckter Studenten, wie sie sich im Mediziner Netzwerk „Le souk“ zusammengefunden hat, unternehmen Männer und Frauen kaum etwas gemeinsam, teilen keinerlei Erlebnisse, Sorgen, Freuden, Neugierde, Ängste – weder intellektuell noch körperlich noch in ihrer Freizeit.

Dies äußert sich nicht zuletzt in der sexuellen Belästigung, mit der junge Algerier auf der Straße versuchen, die Aufmerksamkeit weiblicher Passanten auf sich zu ziehen. „Bonjour!“ – was anderswo einfach „Guten Tag“ bedeutet, ist in den Straßen Algiers zu einem Schimpfwort mutiert. Die algerischen Männer sagen, rufen, bellen es den jungen Frauen geradezu entgegen, die ihnen verschleiert oder unverschleiert begegnen. Keine 50 Meter ohne eine Kommentierung weiblicher Körper, ohne die offene Sexualisierung und laute Herabsetzung des anderen Geschlechts. Es ist der sinnlose und für den Neankömmling verwirrende Versuch, mit Frauen Kontakt aufzunehmen. Dabei scheint es den Algeriern egal zu sein, ob das Objekt ihrer Begierde, ihrer Verehrung, ihrer Langeweile, ihres Frustes der Anmache positiv begegnet oder nicht. Eine Reaktion scheint nicht das eigentliche Ziel der Annäherung zu sein. Es geht eher darum, etwas loszuwerden. Denn die Frauen ihrerseits reagieren fast immer gleich: Tunnelblick, weitergehen, nicht beachten. Die Angst vor brutalen Übergriffen, die es während des Bürgerkriegs immer wieder gab, sitzt bei vielen Frauen tief. Schwere Verunstaltungen durch Messerattacken von Islamisten waren nur die Spitze des Eisbergs. Selbstbewusstes Auftreten, einem Mann ins Gesicht schauen, sich wehren, ist so unüblich, dass es fast schon unanständig wirkt. Doch letztlich fühlen sich die jungen Männer durch die weibliche Indifferenz nur noch weniger ernst genommen, was auf lange Sicht sogar weitaus gefährlicher sein könnte. „Die Algerier lieben sich nicht.“ – „Es gibt keine Liebe in Algerien“ – „Romantik gibt es hier nicht“. Solche Sätze sind immer wieder zu hören. In Algerien lastet die Unreichbarkeit des anderen Geschlechts wie Blei auf den Gemütern.

8. Fatihas Metier – Die Unmöglichkeit sich zu amüsieren

Die Luft ist stickig, der Rauch beißend, die Musik ohrenbetäubend und blechern. Um eine große Tanzfläche herum sitzen Männer auf gepolsterten Bänken und kleinen dunkelroten Plüschhockern vor niedrigen messingbeschlagenen Tischen. Kellner in Anzügen. Damen, vereinzelt, spärlich bekleidet, stark geschminkt, hochhackig. Ich gehöre zu den wenigen, die an diesem Abend nicht beruflich im Koutoubia sind und mit meiner Leinenhose und der langärmeligen Bluse habe ich mit Abstand am meisten von allen an.

Auf einer Empore hinter einem maurisch verzierten Säulengang haben sich zwielichtige Feieryesellschaften an weiß gedeckten Esstischen niedergelassen. Auch dort sind die Frauen in der Minderheit. Als wir uns in einer der Sitzcken niederlassen und Bier bestellen, begrüßen die Gäste klatschend einen neuen Sänger auf der Bühne. Zwei Prothesen kaschieren, dass ihm der rechte Arm und das linke Bein fehlen. In Algerien gibt es viele solcher Verstümmelungen, zu denen einem partout kein passender Unfallhergang einfallen will. Der Mann steht aufrecht. Kaum haben wir an unserem Bier genippt, begrüßen uns die Mädchen. Fatiha ist Ende zwanzig, dunkelblond, verfügt über eine beeindruckende Leibesfülle, trägt ein elegantes, tief ausgeschnittenes schwarzes Kleid, in dem der wahrscheinlich größte Busen wogt, der mir je begegnet ist. Im nächsten Augenblick finde ich mich zwischen ihren Brustern wieder, mütterliche Umarmung, Fatiha duftet. Dann setzt sich eine zweite zu uns, Stiletto, kurzer Rock, dunkelblauer Lidschatten, sie lallt schon ein bisschen. Beide arbeiten als Entraineuses. Sie sollen die Männer dazu bringen, einen Drink nach dem anderen zu bestellen. Innerhalb einer Viertelstunde füllt sich das Cabaret. So heißen in Algier die Bars, in denen Männer bei Alkohol und orientalischem Tanz weibliche Gesellschaft suchen. Wer sich die schicken, teuren Bars im Viertel Hydra nicht leisten kann, kommt hierher oder bleibt abends vor dem Fernseher sitzen wie die Mehrheit der Algerois.

Fatiha ist vor vielen Jahren als Studentin nach Algier gekommen. Sie zählt zu jenen Mädchen vom Land, die mit der Freiheit der Großstadt nicht klar gekommen sind. Viele dieser jungen Frauen in den Studentenwohnheimen haben einen schlechten Ruf. Sie gelten als unanständig und verkommen. Doch Fatiha brauchte damals einen Job, um sich das Leben in der Metropole leisten zu können. Sie kellnerte und landete schließlich als Entraineuse im Koutoubia. Das Studium hat sie aufgegeben, geheiratet hat sie nicht. Ab und zu geht sie mit einem der Besucher mit. Prostitution ist untersagt im Koutoubia. Was die Mädchen jedoch nach Dienstschluss tun, ist ihre Sache.

Alger la blanche, Alger la triste

Algier ist nicht Kairo, nicht Beirut und nicht Teheran. Wache Nächte gibt es allenfalls während des Ramadans. Bis vor drei Jahren wurden hier schon um sechs Uhr abends die Bürgersteige hochgeklappt. Der Terrorismus hat aus den Algeriern ein dankbares Fernsehpublikum gemacht. Heute bewegt man sich nicht länger als bis um acht Uhr abends auf der Straße. Frauen nie allein. Selbst die allgegenwärtigen Mannergruppchen, die tagsüber entlang der Häuserfassaden auf bessere Zeiten warten, die „hittists“¹, die Mauerste-

¹ hit, arabisch für Mauer

her wie sie genannt werden, sind abends nur in reduzierter Zahl anzutreffen. Tagsüber schlagen viele junge Männer die Zeit am Strand tot. Irgendjemand hat irgendwann eine Mauer um ein kleines Stückchen Strand im Zentrum von Algier gezogen. Dahinein hat irgendjemand irgendwann ein Loch geschlagen. Und durch dieses Loch krabbeln jeden Tag Jungs, um wie Strandgut verloren im Sand zu hocken, um neben dem abgebrochenen Betonpfeiler eines einstigen Bauprojekts, aus dem rostige Eisenstangen ragen, Break Dance zu üben.

Cafés, Bars und Restaurants, in denen sich Männer und Frauen ungezwungen und unbehelligt treffen können, sind an einer Hand abzuzählen. Die wenigen Bars, in denen das möglich ist, kosten entweder zehn Euro Eintritt, was sich nur die Abkömmlinge reicher, d.h. zumeist neureicher Staatsfunktionäre oder Ölgewinnler leisten können, oder es sind Spelunken wie das Koutoubia, die die meisten Frauen meiden, weil sie fürchten, als Schlampen zu gelten. Allenfalls bei Konzerten angesagter Gnaoua-Bands im Veranstaltungskomplex unterhalb des riesigen Nationaldenkmals sieht man junge Männer und Frauen gemeinsam feiern. Es ist geradezu verwirrend, wie ausgelassen hier hübsche Zwanzigjährige schulterfreie Shirts und breite Gürtel tragen, wie lässig sich die jungen Männer bewegen und den Mädchen um sie herum mit gelassenem, unaufdringlichem Charme begegnen. Diese homogene, abgeschlossene, elitäre Umgebung ist einer der wenigen Orte, wo sich die permanente Verkrampfung der Geschlechter löst. Es gehört zum Beispiel einiger Mut dazu, sich als einzige Frau auf einer der Café-Terrassen niederzulassen und Zeitung zu lesen, sich als Paar nicht in einen so genannten „salon familiale“ zurückzuziehen, den man meist im oberen Stockwerk etwas abseits des Hauptraumes eines Bistros findet. Nur hier mischen sich die Geschlechter. Cafés, in denen das immer möglich ist, führen gar keine Terrasse, sondern schotten ihr Etablissement mit Vorhängen vor den Blicken der Passanten ab. Man muss sie kennen, um sie zu finden.

Kultursterben

In den Kinos der Kapitale findet man zwar auch einige Pärchen, doch die Kinosäle sind nicht nur unbeliebter als die Parks, sie sind auch weitaus weniger verbreitet. In den 70er und 80er Jahren galt Algerien mit 450 Kinosälen als cineastisches Paradies in der arabischen Welt. Heute gibt es noch rund 10 funktionierende Kinosäle. Besucher werden lieblos empfangen, in einem der größten Kinosäle, im „Algéria“ in der Rue Didouche stinkt es nach Kloake, während der Vorführung gleichen Halbstarke sprücheklopfend hormonelle Schwankungen aus, und der Abspann wird nach dem letzten Bild hartherzig abgeschnitten. Die Kunstliebhaber der Stadt üben sich in großer Niedergeschlagenheit. Ein Kino in einer Seitenstraße der Rue d'Izzly, das

alte „Olympique“, lässt während aller drei Vorstellungen am Tag eine schrille Klingel läuten. Jeweils anderthalb Stunden lang kreischt sie; die Nachbarschaft leidet und wehrt sich nicht. Niemand weiß, wozu das gut sein soll. Lange hielt ich die Sinnlosigkeit aus und meine Neugierde im Zaum, bis ich am Tag vor meiner Abreise schließlich doch hinging, um nachzufragen, was es mit der Klingel auf sich hat. Alle fünf Kartenabreiber in ihren grauen und schwarzen Bundfaltenhosen schauten mich verständnislos aus ihren traurigen schmalen Gesichtern an. Entgeistert wollten sie wissen, warum ich das wissen wolle. Einfach so, sagte ich. Und sie antworteten: „Einfach so. Damit jeder weiß, dass gerade ein Film läuft.“

9. Latifas Ledersessel – Die Tradition und die Macht der Familie

Der abgewetzte Lederdrehstuhl ist ihr Schatz, die Terrasse ihr Zufluchtsort. Den alten roten Sessel mit den aufgeplatzten Armlehnen hat sie so gestellt, dass sie in die Ferne über die braungrünen Bergkuppen der Kabylei und die geduckten Dörfer blicken kann, die hoch oben auf den Hügeln für Feinde möglichst unerreichbar seit Jahrhunderten dem Wind und der Sonne trotzen. Latifas Heimatdorf ist klein und zählt nur ein paar hundert Einwohner. Letzten Winter hat es hier so heftig geschneit, dass die Zufahrtswege unpassierbar waren und mehrere Menschen, Schwangere und Alte, starben. Latifas Familie hatte tagelang kein Brennholz, so dass das Haus gänzlich auskühlte und die Wasserhähne zufroren. Latifas Familie ist arm. Wenn Latifa es wieder einmal nicht aushält unten in dem dunklen Wohnraum mit dem großen Esstisch, dem immerzu laufenden Fernseher und den zwei Sofas, auf denen ihre Brüder schlafen, steigt sie über die wackelige Leiter an der mit Efeu bewachsenen Mauer hinauf auf die Terrasse des alten Steinhauses. Meist denkt sie dann an ihr Geheimnis: an Ahmed. Ahmed ist Araber und Latifas Freund, aber das darf niemand in ihrer Familie wissen. Und wenn es jemand herausfände? Es ist zwei Uhr nachts, als ich mit Latifa auf ihrem Bett sitze und ihr diese Frage stelle. Wegen der Kälte in dem unbeheizten Haus haben wir Wollpullis übergezogen. In der Küche schnarcht ihre Großmutter, ihre Brüder sind beim Fernsehen im Nebenraum eingeschlafen. Obwohl alle schlafen, flüstert sie. „Wenn sie es herausfänden“, sagt Latifa, verstummt und zieht die Handkante einmal quer über die Kehle. „Oder sie würden mich verstoßen, ich müsste gehen.“

Berber und Araber

Latifa ist Kabylin und gehört damit zum Volk der Berber, den ersten Bewohnern Nordafrikas. Bevor mit der Ausbreitung des Islams im 7. Jahrhun-

dert die Araber den Norden des Kontinents kolonisierten, lebten die unter römischer Herrschaft zum Teil christianisierten Berber in Stammesverbänden unter sich. Noch heute betrachten sie die religiöse und lebensweltliche Islamisierung durch die Araber als Kolonisierung, was sie immer wieder in einer ausgeprägten Widerstandskultur zum Ausdruck gebracht haben. Bildeten bereits im Unabhängigkeitskrieg Kabylen die Keimzelle des Aufstandes gegen die Franzosen, so waren es auch in den 80er Jahren Kabylen, die gegen das sozialistische Einheitsregime protestierten und mehr kulturelle Autonomie forderten. Die letzten Krawalle ereigneten sich im Herbst 2001, als nach dem Tod eines jungen Mannes auf einer Polizeiwache die Emotionen hochschlugen und die Kabylen – um den Preis von über 200 Toten – mehr demokratische Mitsprache und Transparenz forderten. Auch dem gewaltsamen Islamismus der 90er Jahre boten die Kabylen die Stirn, während sich gleichzeitig viele Terroristen jahrelang in den unwirtlichen Bergen der Kabylei versteckten, Dörfer überfielen und ganze Familien erpressten. Auf diese Weise hat der islamistische Terror die Kluft zwischen Berbern und Arabern noch verstärkt und Liebesgeschichten wie die Latifas und Ahmeds noch auswegloser gemacht.

Immer im roten Bereich

Doch Latifa leidet nicht nur unter der Macht des kabyllischen Stolzes, der machistischen Tradition der Berber und ihrer tief verwurzelten Abneigung gegen die Araber. Sie erlebt – wie die Mehrheit der Algerierinnen, seien sie nun arabischer oder berberischer Herkunft – innerhalb ihrer eigenen Familie ein Gefängnis des Schweigens. „Du befindest dich immer im roten Bereich“, schildert Latifa die Atmosphäre aus Intoleranz und Kontrolle, die sie täglich umgibt. „Alles geschieht im Geheimen, man ist immer angespannt, nichts ist spontan. Wir Algerierinnen drehen uns die Zunge sieben Mal im Mund herum, bevor wir etwas aussprechen. Ich bin immer auf der Hut, nichts Unbedachtes zu sagen, um nicht in eine Falle zu tappen.“ Wer weder dieses Doppelleben wählen noch den Ausschluss aus der Familie riskieren will, zieht sich zurück. In einer Gesellschaft voll moralischer Tretminen, in der das Individuum kaum etwas zählt und allein die Großfamilie Sicherheit bietet, erleben dieses innere Exil nicht nur Frauen. Auch Männer leben die Zerrissenheit zwischen Tradition und Moderne, zwischen persönlichen Wünschen und Lebenszielen einerseits und der Sehnsucht nach familiärer Geborgenheit andererseits. Nach dem Trauma von zehn Jahren Bürgerkrieg, von Folter, Verrat und Überwachung, prägt Angst und Misstrauen die algerische Gesellschaft, weshalb familiärer Rückhalt nur mit dem hohen Preis absoluter Unterordnung zu erkaufen ist.

Die Schutzmänner

Deshalb kämpfen auch Männer mit den hohen und unerbittlichen Erwartungen ihrer Familien, treffen Entscheidungen und gehen Ehen ein, die sie unglücklich machen und zur Selbstverleugnung zwingen. Sie nehmen dabei die von ihnen erwartete Rolle des Aufpassers umso ernster, als ihre eigene Ehre von der ihrer Frauen, Schwestern und Cousinen abhängt. Dadurch ist die Beschützermentalität, die Rolle des „protecteur“, selbst in das Verhalten von Männern eingepreßt, die sich zumindest theoretisch und intellektuell gegen dieses Schema wehren. Auch Männer, die ihren Frauen ein großes Maß an Freiheit zubilligen, sind selbst nicht frei genug, diese Haltung – ohne Gesichtsverlust zu erleiden – gegenüber ihrer Familie zu verteidigen. Allerdings haben sie qua Geschlecht den Vorteil, den Druck nach unten und auf die Frauen abgeben zu können. Eine Frau hingegen ist solange dazu verdammt, die Befehle, Strafen, Entscheidungen und Demütigungen ihrer Familie hinzunehmen, bis sie Schwiegermutter wird und somit in der Familien-Hierarchie aufsteigt.

Das Schwiegermutter-System

Ist ein kleines Mädchen, eine heranwachsende Frau, eine Ehefrau und Mutter stets dem Vater, den Brüdern, dem Ehemann untergeordnet, so ändert sich dieses Machtverhältnis in dem Augenblick, wo sie ihren eigenen Sohn verheiratet und Schwiegermutter wird. Zwar schuldet sie dem männlichen Familienoberhaupt dann immer noch Rechenschaft, allerdings erlangt sie sowohl Macht über ihren Sohn als auch über dessen Frau. Dieser späte Machtzuwachs und die ein Leben lang ertragenen Ungerechtigkeiten führen oft zu sadistischen Verhältnissen zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter. Frauen aus ganz unterschiedlichen Gesellschaftsschichten und Teilen des Landes können von der Macht algerischer Schwiegermütter aus eigener Erfahrung berichten. Auch Fatma-Zohra, Anfang fünfzig und mittlerweile selbst Schwiegermutter, hat 30 Jahre lang unter der Kuratel der Mutter ihres Mannes gelebt. „Wenn ich zum Arzt musste oder irgendetwas besorgen, ging das immer nur in Begleitung meiner Schwiegermutter.“ Sie habe das Geld verwaltet, erklärt Fatma-Zohra, „selbst wenn ich einen neuen Rock brauchte, musste ich sie um Geld dafür bitten. Sie entschied dann, ob ich den Rock wirklich nötig hatte und wenn ja, ging sie mit mir einkaufen, so dass ich das Geld auch ja nicht für andere Dinge ausgeben konnte.“ Dieses System der Kontrolle funktioniert über einen Mutter-Mythos, der am ganzen Mittelmeer verbreitet ist. Er sorgt innerhalb der Familien insofern für Misstrauen und Streit, als sich die Söhne, die von ihren Müttern in besonderem Maße zu diesem Mutterkult erzogen werden, im Streitfall eher auf die Seite ihrer Mütter als auf die ihrer eigenen Ehefrauen stellen. So wird

ein starkes Band zwischen den jungen Eheleuten, ein unbedingter Zusammenhalt zwischen den Angetrauten, unterbunden, um im Zweifelsfall die Gemeinschaft der Großfamilie nicht zu gefährden. „Meine Schwiegermutter schloss über Tag die Speisekammer ab, um Geld zu sparen und abends, wenn ihr Sohn nach Hause kam, besonders üppig auftischen zu können.“ Als Fatma-Zohra dies ihrem Ehemann berichtete, wollte dieser ihr nicht glauben. Erst als sie ihre Drohung wahr gemacht und zu ihrer eigenen Familie geflüchtet war, riskierte ihr Mann einen Konflikt mit seiner Mutter und sorgte dafür, dass Fatma-Zohra in Zukunft einen Teil des Haushaltsgeldes verwalten durfte. Mittlerweile hat sie selbst eine Schwiegertochter. Neulich erst, erzählt Fatma-Zohra mir und Stolz klingt in ihrer Stimme, habe sie es abgelehnt, das junge Paar zum Strand zu begleiten. „Nein“, habe sie zu ihrem Sohn gesagt, „sie ist deine Frau. Geht ihr zwei mal alleine. Das ist besser für euch.“

10. Sidali Couscous – Die Chance der Lohnarbeit

Die französischen Chansons auf der Kassette sind kitschig und Sidali summt schwärmerisch mit. Ich sitze auf dem Beifahrersitz und lasse die Landschaft an mir vorüber ziehen. Die Kabylei. Eine wilde, bergige Region östlich von Algier, Heimat der vielleicht stolzesten aller Berber, der Kabylen. Bevor die Araber das Land islamisierten, regierte hier eine Frau: la Kahena, die Hexe, wie die Araber sie verächtlich nannten. Die Kabylen haben diesen Namen beibehalten und sprechen ihn voller Hochachtung aus. Sidali Lahlou hat mich eingeladen, seine Couscous-Werkstatt kennen zu lernen. Wie ein Werbeansager im Radio kommentiert er die Landschaft in mein Mikrofon. Wir sind unterwegs in den Süden der Kabylei, in den kleinen Ort Frikat bei Draa El Mizan. Hier beschäftigt Sidali Lahlou rund 200 Frauen, die für seine Firma traditionellen Couscous rollen. Das ist Handarbeit und im besten Sinne Öko-Food. Lahlou bedeutet „köstlich“ und Sidali freut sich, dass sein Name so gut zu seinem Metier passt. Am Telefon scherzt er gern auf Französisch: „Hier ist Herr Köstlich“. Er ist sehr gastfreundlich, eigentlich aber unerträglich. Der hoch aufgeschossene charismatische Mann Anfang vierzig redet in einem fort und lässt seiner jovialen Kaufmannsart ungehemmt freien Lauf. Sidali Lahlou ist ein Macher, und gäbe es sein Couscous Maison Lahlou nicht, hätte Frikat noch weniger zu lachen. Der Ort leidet unter hoher Arbeitslosigkeit, und da die Männer nichts zu tun haben, liegt alle Last auf den Schultern der zähen Kabylinnen.

Heldinnen der Arbeit

Wie bunte Lampions leuchten sie in der Ferne auf, wenn sie in ihren farbenprächtigen Kleidern über die Felder wandern. Kabylinnen arbeiten immerzu. Sie bewegen sich zwar scheinbar freier als ihre arabischen Landsmänninnen, tragen nur vereinzelt das muslimische Kopftuch und sie haben innerhalb der Familie weitreichendere Aufgaben. Doch dieser größere Einflussbereich bedeutet vor allem mehr Arbeit. Die Kabylinnen kümmern sich nicht nur um Haus und Hof, sondern auch um die Felder, die Obst- und Olivenbäume, um Wasser und Brennholz. Ein kleines buntes dreieckiges Tuch mit schwarzen Bommeln um das Haar geschlungen, über die Kleider in orange, rosa und rot mit den bestickten Kragen ein gold leuchtendes Tuch wie einen zweiten Rock gebunden, sind sie ständig dabei, irgendetwas zu tragen, zu schieben oder zu schrubben. Oder sie rollen Couscous. Diese Kunst ist ein lange überliefertes Handwerk, das die Frauen unter sich weitergegeben haben und noch heute daheim praktizieren, um den familiären Jahresbedarf an Couscous zu decken. Was jede Familie für sich tut, wird längst auch maschinell hergestellt; ein Unding in den Augen von Herrn Lahlou. In seiner Werkstatt läuft deshalb alles nach den alten Regeln und sofern die Sonne scheint, was meist der Fall ist, bleibt sogar das Trockengebläse abgeschaltet. Seine Arbeiterinnen bringen dann das Couscous aufs Dach des noch unfertigen Werkstattgebäudes und breiten es unter der Sonne zum Trocknen aus. Als wir um neun Uhr morgens in der Werkstatt ankommen, sind die Frauen bereits bei der Arbeit. In einem lichtdurchfluteten großen Raum sitzen oder stehen sie über ihre Couscous-Bassins gebeugt, rollen das grobe, sandige Hartweizenmehl zu kleinen Kügelchen, schütteln diese durch runde Siebe, die aussehen wie kleine Tambourins, lassen sie über dem Dampf garen und verteilen sie mit einem Rechen auf netzbespannten Holzrahmen, wo das fertige Couscous erstmal antrocknen soll. Als ich eintrete, verstummen die Gespräche. Doch als klar wird, dass ich es gern einmal selbst versuchen würde, fangen ein paar der jüngeren Mädchen an zu kichern.

Arbeit als Ausbruch

Sie alle verdienen hier einen nicht unwesentlichen Teil des familiären Einkommens. Zwar zahlt Lahlou nur den algerischen Mindestlohn von rund 120 Euro im Monat, doch ist dies in der Region ein willkommenes, mitunter sogar das einzige Gehalt. Ourida zum Beispiel ernährt mit ihrer Arbeit bei Herrn Lahlou sich selbst und ihre drei Kinder. Sie ist dem Ehe-Gefängnis aus Arbeit, Gewalt und Lieblosigkeit durch Scheidung entflohen, um ein neues Leben zu beginnen. Die kleine, drahtige Frau mit den vielen feinen Falten um die grünen Augen ist nicht älter als Anfang dreißig und würde ihre Sechs-Tage-Woche gegen keinen noch so wohlhabenden Ehemann der

Welt eintauschen. Als sie mir von dem Alptraum ihrer Ehe, ihrem brutalen Ex-Mann und der herrschsüchtigen Schwiegermutter erzählt, versickern die dicken Tränen in einem strahlenden Lachen. Der Schmerz der Erinnerung und das Glück darüber, es aus eigener Kraft geschafft zu haben, sind untrennbar miteinander verbunden. Der Verdienst in der Couscous-Werkstatt von Frikat erhöht den innerfamiliären Status vieler Frauen. Außerdem bietet die Werkstatt eine verlässliche und anständige Arbeitsmöglichkeit vor Ort, was für viele Väter und Brüder erst den Ausschlag dazu gibt, den Töchtern und Schwestern zu erlauben, sich außer Haus zu betätigen. Diese Freiheit ist kostbar. Die Arbeit gibt vielen Frauen das Selbstbewusstsein, sich zu Hause stärker durchzusetzen, Ungerechtigkeiten anzusprechen, eigene Interessen zu entdecken und zu artikulieren und sich einen Geltungsraum außerhalb der Großfamilie zu schaffen.

Weibliches Wirtschaftsleben

Regelmäßige Lohnarbeit, das Erlernen eines Berufs, die Teilnahme am wirtschaftlichen Leben überhaupt, stellt für Algerierinnen heute den aussichtsreichsten Weg zu mehr Selbstbestimmtheit, Freiheit und Gewicht in der Gesellschaft dar. Zwar ist die offizielle Quote erwerbstätiger Frauen mit 14 Prozent noch sehr gering, aber viele Frauen, die mit Handarbeit wie dem Couscous-Rollen einen wichtigen Teil des Lebensunterhalts dazuverdienen, tauchen in diesen offiziellen Statistiken nicht auf. Auch in höher qualifizierten Bereichen sind Frauen heute zunehmend unverzichtbar und dominieren mittlerweile einige Sektoren. Das gilt für die Justiz, das Schul- und das Gesundheitswesen. Parallelen zu Europa drängen sich auf: Frauen erzielen hier wie dort bessere Schulabschlüsse, studieren schneller und erfolgreicher, sind in ihrer Lebensplanung zielstrebig und zuverlässiger. Zwar macht die hohe Arbeitslosigkeit in Algerien auch den Frauen zu schaffen, doch mit kreativen Ideen und dem Verkauf handgemachter Produkte und Lebensmittel aus eigenem kleinen Anbau geben sie sich im Gegensatz zu vielen Männern nicht der anklagenden Resignation hin. Hinzu kommt, dass für viele Frauen Ausbildung, Studium und Arbeit einen wertvollen Zuzugewinn an persönlicher Freiheit bedeutet, der die Doppelbelastung von Haushalt und Erwerbstätigkeit oftmals offenbar aufwiegt. So stellte denn auch die Forderung nach dem Recht auf Arbeit den einzigen gemeinsamen Nenner aller Frauen dar, die ich getroffen habe. Seien es Alte oder Junge, Feministinnen oder Religiöse, Linke oder Konservative, Akademikerinnen oder Arbeiterinnen – alle bekennen, dass die Möglichkeit zu mehr finanzieller Eigenständigkeit ihre Zukunftschance sei. Die Armut der meisten Algerier – ihr gesetzlicher Mindestlohn beträgt mit rund Hundert Euro ein Drittel dessen, was Tunesier verdienen, wobei die Lebenshaltungskosten deutlich

höher liegen – liefert den Frauen starke Argumente innerhalb der Familien, die sich gegen eine außerhäusliche Tätigkeit häufig verwahren. Baya Gacemi, Journalistin und eine der bekanntesten Feministinnen in Algerien, sieht die Chance dieser Situation, bleibt aber Realistin: „Es gibt mittlerweile sogar junge Frauen, die in Cafés und Restaurants als Kellnerinnen arbeiten. Das war bis vor kurzem noch undenkbar.“ Doch trotz dieser Öffnung, so ihre Beobachtung, behielten die Frauen ihre Angst, solange sich die Gesetze nicht änderten. „Bei der Reform des Frauenrechts ist ein springender Punkt unangetastet geblieben. Es ist immer noch der Mann, der entscheidet, ob seine Frau arbeiten gehen darf oder nicht.“ Positiv ist trotz des Verlustes der französischen Sprachkompetenz unter jungen Leuten, das steigende Bildungsniveau in Algerien. Trotz des islamistischen Terrors, trotz rechtlicher Ungleichheit und politischer Hürden, weist Algerien im maghrebischen Vergleich mit Abstand die höchste Alphabetisierungsrate auf. Mädchen gehen fast genauso häufig zur Schule wie Jungen und sowohl die Abiturklassen als auch die Studienjahrgänge haben etwa gleich starke Männer- und Frauenquoten zu verzeichnen. Der wachsende weibliche Bildungsgrad könnte die Chance der Frauen auf mehr Selbstbestimmtheit dauerhaft und nachhaltig erhöhen.

11. Tahars Schwester – Machismus und Religion als soziale Kontrolle

Mein Freund Tahar hat mich vorgewarnt. Ich sei die erste Europäerin, die seine Familie leibhaftig zu Gesicht bekomme. Ich solle nicht damit rechnen, dass mir seine Brüder die Hand geben, und seine Schwester sei sehr schüchtern. Da der Mond immer noch nicht verrät, ob l’Ait, das Abschlussfest des Ramadan, auf den 24. oder 25. Oktober fallen wird, bauen wir einen Zeitpuffer ein und machen uns bereits einen Tag früher auf den Weg, um seine Familie zu besuchen. Zur Not müssen wir halt einen Tag mit fasten, was Tahar, der nie fastet, mehr stört als mich. Morgens früh um sechs steigen wir in den Bus nach Setif. Die Stadt, ca. 5 Stunden östlich von Algier, liegt auf einem Hochplateau. Die Setifianer sind raue Typen und für ihre unflätige Art zu sprechen bekannt; in jedem zweiten Satz fällt ein Schimpfwort, und sie fahren wie die Henker. Als wir wohlbehalten am Busbahnhof in Setif ankommen, haben wir eine halbe Stunde weniger gebraucht als veranschlagt. Dementsprechend früh klingeln wir bei Tahars Familie an der Wohnungstür. Als wir eintreten, sehe ich jemanden in die Küche huschen. Es ist Leila, Tahars Schwester, die sich vor mir versteckt. Der gekachelte Fußboden ist nass, da Leila zur Feier des Tages einen Großputz veranstaltet und dazu ganze Eimer voll Wasser über die Böden gekippt hat. Tahars Vater, Iraker

und Literaturprofessor, bietet mir freundlich einen Sessel an. Nach einer halben Stunde tritt Karim, mit Mitte zwanzig der jüngste der drei Brüder, ins Wohnzimmer. Als ich ihm lächelnd die Hand reiche, greift er zu, schaut weg und verschwindet im nächsten Augenblick wieder. Während Leila den Tisch zum Abendbrot deckt, kommt auch der zweitälteste der Brüder, Rachid, nach Hause. Rachid ist ein schöner Mann und trägt einen kurzen Bart, wie Karim, auch er drückt mir die Hand, doch weicht er meinem Blick nicht aus. Karim und Rachid sind anders als Tahar, anders als der Vater und anders als die Mutter: Sie sind streng gläubig und haben jahrelang mit den Islamisten und ihrem Kampf um einen religiösen Staat sympathisiert. Ihre glühende, streitsüchtige und extremistische Religiosität hätte die Familie beinahe entzweit. Doch der Vater wartete ab, sagte nichts, ließ die beiden in Ruhe. Zu sehr fürchtete er, durch Diskussionen und Sanktionen seine Söhne erst recht zu radikalisieren. Das war weise.

Denn in Gesprächen mit Rachid und Karim erfahre ich, dass sie von den scheinheiligen Glaubensbrüdern mit den besonders langen Bärten mittlerweile enttäuscht sind. Das seien Heuchler und Profiteure, die sich durch ihr frommes Äußeres bessere Geschäfte erhofften. Von den radikalsten unter den Gläubigen sind Rachid und Karim seitdem abgerückt, auch wenn sie ihre Idee einer religiösen, von der Scharia geregelten Gesellschaft nicht aufgegeben haben. Es sei wider die Natur einer Frau, erklärt mir Rachid, allein zu reisen. Als ich erwidere, dass es aber doch ein Glück sei, dass wir uns auf diese Weise begegnet seien und uns über Religion und Gesellschaft austauschen könnten, legt er den Kopf zur Seite, überlegt und stimmt mir nachdenklich zu, wendet aber ein, dass er es dennoch begrüßen würde, wenn ich Muslima würde und den Schleier anlegte. Als ich bekunde, gern einmal die Innigkeit eines muslimischen Gebets in der Moschee miterleben zu wollen, erklären mir Karim und Rachid wie zu erwarten, dass dies einer Nicht-Muslima unter keinen Umständen gestattet sei. Eine Stunde später, nach dem Abendessen, winkt mich ihre Mutter ins Schlafzimmer, reicht mir einen Schleier und nimmt mich stillschweigend mit zur Moschee. Fast anderthalb Stunden lang dauert das Abschlussgebet des Ramadans, das ich in den engen Reihen, bald am Boden kniend, bald stehend und mich wiegend zwischen den Frauen auf der Empore der Moschee miterlebe. Stoffe rascheln, Husten und Schnaufen, ein Kind weint, eine Alte wirft mir misstrauische Blicke zu, Geflüster dringt an mein Ohr. Dann wieder Schweigen und Lauschen, Stehen, Knien, den Kopf nach links und rechts drehen, die Stirn zu Boden senken, die rechte Hand auf das rechte Knie, mit wippendem Zeigefinger. Ich schaue und lerne und versuche so rasch wie möglich dem Ablauf zu folgen. Als das Gebet zu Ende ist, zieht mich Tahars Mutter bei der Hand, wir verlassen die Moschee als erste, um den neugierigen Fragen zu entgehen.

Als wir heimkommen, fürchte ich die Reaktion der Brüder, doch sie schauen mich nur lächelnd an; stolz und gefühlvoll wirkt dieses Lächeln, als sei ich eine unerhörte aber wohlgelittene Komplizin. Während der fünf Tage, die ich in Setif verbringe, sprechen Rachid, Karim und ich immer wieder miteinander, was meinen Freund Tahar überrascht. Seine kleinen Brüder seien neugieriger und offener als letztes Mal vor einem Jahr, sagt er. Die Familie scheint das Schlimmste überstanden zu haben. Ein Bruch droht nicht mehr. Alle leben auf. Außer Leila.

„Haram“ bedeutet Sünde

Während meines gesamten Aufenthalts in Setif geht Leila kein einziges Mal vor die Tür. Sie kocht, putzt, wäscht, betet und liegt vor dem Fernseher. Verschlossen ist ihr Blick, aus den Augenwinkeln beobachtet sie mich. Während ich in der dampfenden engen Küche gemeinsam mit der Mutter für das Ait-Fest Kuchen backe, wirft sie mir misstrauische, unsichere Blicke zu. Sie ist 29 Jahre alt, hat Englisch studiert, sechs Monate lang als Aushilfslehrerin gearbeitet und ist seit fünf Jahren arbeitslos. An Leila haben Karim und Rachid während dieser Jahre ihre religiöse Strenge erprobt. Denn wer nicht einmal seine Schwester nicht in den Griff bekommt, kann kein ernstzunehmender Moslem oder politischer Meinungsführer sein. Karim und Rachid sind beides. Vor vier Jahren hat Leila ihren Widerstand gegen die Brüder aufgegeben, den Schleier genommen und ist seither nicht mehr ausgegangen. Sie wartet nun auf einen Heiratsanwärter, der ohne vorherige Verabredung um ihre Hand anhält. Sich mit einem Interessenten im Café oder zum Spaziergang zu treffen, sich unter vier Augen kennen zu lernen, lehnt Leila als unanständig ab. Das wäre „haram“, das wäre Sünde. Am letzten Tag meines Aufenthaltes kommt die verschlossene Leila schließlich aus der Deckung und will mich zwei Freundinnen in der Nachbarschaft vorstellen. Als sie gegen acht Uhr abends bei ihnen anruft, behaupten die Mütter der Freundinnen jeweils, die Tochter schlafe schon. Leila legt auf und erklärt: „Das stimmt nicht. Die sind ausgegangen. Das ist haram.“

Zwischen Leila und ihren Brüdern gibt es nur Befehle. Kein „Bitte“, kein „Danke“, kein „wie geht’s?“ Selbst mein Freund Tahar, der Libertin und Charmeur, der Wütende, Trinker und Querdenker, begegnet ihr einsilbig und behandelt sie wie Luft. Die gesellschaftskritische Identität dieses Individualisten aus Algier scheint sich zu Hause in Luft aufzulösen. Plötzlich verstehe ich, was mir Houria Chafai-Salhi, eine der feministischen algerischen Intellektuellen zu Beginn meines Aufenthaltes, gesagt hat: „Wer innerhalb seiner Familie nicht kämpft, dem brauchst du gar nicht erst zuzuhören.“ In Tahars Familie hat niemand um Leila gekämpft. Leila ist eines der vielen stummen Opfer des Islamismus in Algerien. Um des Familienfriedens willen haben

Vater, Mutter und der älteste Sohn, die zwei Jüngeren walten lassen. Haben dem machistisch verbrämten religiösen Fanatismus der Brüder nichts entgegengesetzt, nichts getan, was es Leila ermöglicht hätte, in der Konfrontation mit ihren Brüdern, ihren eigenen Kopf, ihren eigenen Freiraum zu wahren. Mit fast 30 Jahren zählt sie längst zu den älteren auf dem Heiratsmarkt, und während sich ihre Freundinnen um den Preis als „haram“ zu gelten, nun, wo die Hochphase des aggressiven Islamismus vorbei ist, ein Stückchen Freiheit gestatten, hat Leila den religiösen Konservatismus ihrer Brüder vollends in das eigene Weltbild integriert. Damit reproduziert sie, wie so viele Frauen, jene soziale Kontrolle, unter der sie selber leidet. Um vor den Nachbarn und Verwandten nicht als unanständig zu gelten, befolgt sie einen konservativ-machistischen Verhaltenskodex und die unerbittlichen Regeln einer strengen Koranauslegung.

Als wir am letzten Abend zu Bett gehen, schleppt Leila plötzlich Kopfkissen und Decke auf das Bett neben mir und beginnt zu reden. Stundenlang. Über Gott und den Koran, über einen Verehrer, der ihr SMS schickt und über die Europäerinnen, die sie aus dem Fernsehen kennt. Sie will wissen, ob ich einen Freund habe, weshalb der mich alleine verreisen lässt und ob ich in Clubs tanzen gehe. „Ich wäre sehr beruhigt“, sagt sie, bevor uns die Augen zufallen, „wenn du Muslima würdest“.

12. Schluss und Ausblick – Die schmerzvolle Frage der Identität

„Der Islamismus hat nicht die Macht ergriffen, aber die Menschen.“ Mit diesen Worten fasst die Journalistin und Feministin Baya Gacemi die Situation in Algerien fünf Jahre nach dem islamistischen Terror zusammen. Sie schildert das, was denjenigen, der heute in Algerien nach Aufbruch und Aufatmen sucht, enttäuschen muss: Algerien ist eine erschütterte, verunsicherte, extrem konservative und sehr widersprüchliche Gesellschaft, die auf der einen Seite nach Veränderung lechzt, auf der anderen Seite Angst davor hat, dass dieser Wandel auch das private und familiäre Leben erfassen könnte. „Man darf bloß nichts anders machen als die anderen“, sagt die Feministin Baya Gacemi, die durch ihren selbstbestimmten Lebenswandel ihre eigene Familie als Quell unbedingter Solidarität schon vor vielen Jahren verloren hat. „Alle haben immer Angst ausgeschlossen zu werden, denn das ist für einen Algerier das schlimmste. Wir sind eine scheinheilige Gesellschaft, in der jeder nur im Abgleich mit den anderen lebt. Unsere ganze Gesellschaft basiert auf dieser Scheinheiligkeit.“ Was Baya Gacemi als Scheinheiligkeit bezeichnet, ist der permanente Versuch der Menschen, einem Bild zu entsprechen, das die Algerier von ihrer eigenen Gesellschaft entwerfen. Dabei

wird – nach der Erfahrung des Bürgerkriegs – die traditionelle muslimisch-mediterrane Großfamilie mit ihren konservativen Rollenmodellen als einzig verlässlicher Grundstein der Gesellschaft propagiert. Dieser Diskurs ist allgegenwärtig und obgleich er von einem Großteil der Algerier im Grunde als anachronistisch abgelehnt wird, hält er sich in der allgemeinen Desorientierung hartnäckig als Frieden bringendes Heilsversprechen. Zerrissen von dem Anspruch, modern leben zu wollen einerseits und der Sehnsucht, nach einer von Terror, Verrat und totaler Verunsicherung geprägten Zeit an Traditionen festzuhalten andererseits, versuchen die Algerier permanent diesem Bild, das sie sich von sich selbst machen, zu entsprechen. Die gegenseitige Beobachtung und Beurteilung, die die Einhaltung dieses Bildes kontrolliert, wird zum Gefängnis jedes einzelnen, zumal der Frauen. „Meine Cousine, eine sehr moderne emanzipierte Frau, verlangt von ihren Söhnen, dass auch sie den Abwasch machen. Und sie tun es. Aber sobald Verwandte oder Bekannte zu Besuch sind, dürfen sie keinen Finger rühren“, beschreibt Baya Gacemi die Folgen dieser sozialen Kontrolle im Alltag.

Es ist, was es ist

Diese Selbstbeschränkung hängt mit der quälenden Frage nach der algerischen Identität zusammen, die nach der frühen Arabisierung des Landes, nach 130 Jahren Kolonialismus, 30 Jahren Sozialismus und 10 Jahren Terrorismus allgegenwärtig zu sein scheint. Diese Identitätsfrage betrifft im besonderen Maße die Frauen. Denn sie sind es, die nach algerischem Verständnis die Tradition weitergeben. Staatspräsident Bouteflika sagte in einer Rede an die Nation: „Die Frau ist die Hüterin der algerischen Tradition.“ Damit hat er sie für den Erhalt und die Renaissance der nationalen algerischen Identität verantwortlich gemacht. Diese Auffassung von der Rolle der Frau hat schwerwiegende Folgen und bringt die Algerierinnen in vielfacher Hinsicht in Bedrängnis: Vernachlässigt sie ihre soziale Aufgabe als Hüterin des Brauchtums, der Sprache und der Familie, so übt sie gleichsam Verrat am Berbertum und am arabischen Stolz und demonstriert somit einen Mangel an Patriotismus. Dies kommt einer Gefährdung der nationalen Identität oder des nationalen Projekts gleich, das in Form eines krassen Nationalismus nach der Unabhängigkeit den Algeriern neues Selbstwertgefühl verleihen sollte, und das durch den zehnjährigen Bürgerkrieg von innen heraus massiv gefährdet worden ist. Verweigert sich die Frau den Regeln der islamischen Religion, so gilt sie in ihrer vom Islamismus geprägten Gesellschaft schnell als unseriös, setzt ihren Ruf aufs Spiel und stellt den Diskurs der Überlegenheit der muslimischen Lebensform im Gegensatz zu westlichen Kulturen in Frage. Kämpft sie wiederum als Feministin und als Pionierin eines modernen Algeriens um bessere Chancen für die Frauen, wird ihr vorgeworfen,

sie eifere dem Bild der westlichen Emanze nach und importiere eine Gesinnung, die dem algerischen Wesen fremd und den ehemaligen Kolonialherren eigen sei. Die schmerzvolle algerische Identitätssuche prägt im besonderen Maße jene Frauen, die in den vom Islamismus heimgesuchten nördlichen Regionen leben, überdurchschnittlich guten Zugang zu Bildung und somit die Möglichkeit des Austausches mit verschiedenen Bevölkerungsschichten- und gruppen bzw. unterschiedlichen Gesellschaftsentwürfen haben. Denn hier prallt das konservativ-religiöse Rollback der letzten 15 Jahre besonders hart auf eine teils urban-moderne, teils berberisch separatistisch geprägte Bevölkerung.

Geschlossene Gemeinschaften

In Gebieten, in denen der Islamismus gar nicht oder nur marginal zum Tragen kam, zeichnet sich ein anderes Bild. Dies gilt zum Beispiel für die Mozabiten im Tal der Mzab, einer Oase in der Steinwüste ca. 700 Kilometer südlich der Hauptstadt gelegen. In dieser exklusiven Volksgemeinschaft sind Frauen- und Männerrollen klar aufgeteilt, ist die Bewahrung der Tradition des vormals verfolgten Volkes Bedingung seines Überlebens in einer rauen und lebensfeindlichen Gegend. Obwohl oder gerade weil die Mozabiten den Islam strenger interpretieren und in einer straff organisierten, geschlossenen religiösen Gemeinschaft leben, konnte der algerische Islamismus hier keine Anhänger finden. Denn als Staat im Staate haben die Mozabiten traditionell eine Sonderrolle innerhalb Algeriens errungen, die bereits während des Kolonialismus dafür gesorgt hatte, dass die Franzosen hier nur begrenzt Einfluss ausüben konnten. Ein fehlendes Zugehörigkeitsgefühl kommt hier gar nicht erst auf. Auch im traditionsbewussten Verbund der Tuareg stellt sich die quälende Frage nach der Identität nicht. Die Stellung der Frau ist in diesem eher matriarchal organisierten, aber muslimischen Nomadenvolk, dessen Männer ihren Mund durch eine Art Turban, den Sheish bedecken, historisch stark und gewährt ihr weitreichende Entscheidungsbefugnisse. In diesem Teil Algeriens, wo das Zusammenleben ganz und gar von der Natur, sprich der Wüste, geprägt ist, konnte der radikale Islamismus nicht Fuß fassen, so dass auch die Tuareg von den Wirren des Bürgerkrieges weitgehend verschont blieben und ihre Identitätsprägende Lebensform erhalten konnten.

Ende offen

Die Situation der Frauen in Algerien hat sich mit dem reformierten Familienrecht von 2005 positiv entwickelt. Diesen nicht ausreichenden, aber wichtigen Schritt auch optimistisch zu werten, darin ein ermutigendes Zeichen für den Kampf um mehr Rechte und Gewicht in der algerischen Gesellschaft zu sehen, fällt den Algerierinnen nach all dem Leid, das sie er-

lebt haben, schwer. Nach dem Alptraum der „decennie noir“ alte und neue Träume zu verwirklichen, die Vergangenheit abzustreifen und neue ideologische Kämpfe zu wagen, um für mehr Selbstbestimmung zu streiten, dazu fehlt den Algerierinnen noch die Kraft. „Die Menschen sind erschöpft“, sagt Baya Gacemi. „Die intellektuelle Elite hat das Land verlassen. Alle, die das Land hätten am Schopfe packen können, sind gegangen. Eine andere Gesellschaft entwickelt sich, eine die vor allem darin besteht, in Übereinstimmung mit dem Islam zu existieren.“ Erschöpfte Konfliktvermeidung kennzeichnet das heutige Algerien: Ausweichen statt Anpacken. Doch man muss diese Phase, diese Strategie nicht unbedingt als fruchtlos einschätzen, wie es streitbare Köpfe wie Baya Gacemi tun. In vielen meiner Gespräche mit algerischen Frauen offenbarten sich immer wieder Ausweichmanöver, die zwar nur langsam und auf Umwegen zum Ziel führen, in vielen Fällen der Lebenswirklichkeit aber angemessener und damit effizienter zu sein scheinen als eine direkte, konfrontative Herangehensweise. Die Benutzung des Kopftuchs zählt ebenso dazu wie das Jungfräulichkeitszertifikat. Auch wenn man diese Phänomene keinesfalls glorifizieren oder in ihrer Wirksamkeit überschätzen sollte und sie auf theoretischer Ebene zu Recht verurteilt werden, so sind sie praktisch doch Zeichen einer weiblichen Geschmeidigkeit und Geschicklichkeit im Umgang mit den sie einschränkenden Normen. Die Tatsache, dass dieser Weg gerade von führenden Feministinnen scharf kritisiert wird, scheint der Frauensache unter dem Strich eher abträglich. Der Streit um die Mittel lässt den Zweck in den Hintergrund treten, wobei der allgegenwärtige Mangel an Kommunikation, an Austausch und Information den generationsübergreifenden Zusammenschluss junger und alter Frauen unterschiedlicher politischer und religiöser Überzeugung zusätzlich erschwert. Einige wenige, meist auf sich gestellte Organisationen mit begrenztem Wirkungsradius versuchen, den Frauen Hilfe zur Selbsthilfe zu bieten. Eine Partei, die sich die Frauenpolitik auf die Fahnen geschrieben hätte, gibt es nicht. Und so wurden die rechtlichen Änderungen des Jahres 2005 letztlich gegen massiven Widerstand aus der Bevölkerung – ähnlich wie im monarchistischen Nachbarland Marokko – auf Druck von oben, von Präsident Bouteflika durchgesetzt. Hierin liegt wohl das deutlichste Zeichen für die politische Ohnmacht, die die Situation der Frauen in Algerien seit dem Ende des Bürgerkrieges prägt.

Der Weg zu mehr Freiheit könnte jenseits politischer Institutionen liegen: Wenn junge Frauen und Männer endlich anfangen, aus dem Gefängnis des Schweigens auszubrechen, einander zuzuhören, Verständnis für die jeweiligen Ängste und Wünsche des anderen zu entwickeln, und damit eine Solidarität jenseits der Clanstrukturen und Geschlechtergrenzen zu etablieren. Im Kampf um mehr Selbstbestimmung wäre dies letztlich subversiver und

wirksamer als jedes politische Pamphlet. Es wäre die wahre kulturelle Revolution, die langfristig auch politische und rechtliche Veränderungen nach sich ziehen könnte. Voraussetzung wäre jedoch, dass die Algerierinnen die Religion und die Männer als Partner begreifen und auf ihrem Weg der Emanzipation mit einbeziehen.

13. Danksagung

Ich möchte der Heinz-Kühn-Stiftung für ihr Vertrauen und ihre Unterstützung danken. Das Stipendium hat es mir ermöglicht, einen lang gehegten Traum wahr zu machen und auf Spurensuche zu gehen. Ich konnte endlich das Land kennen lernen, das mich seit meinem Schüleraufenthalt in Aix-en-Provence 1993/94 nicht mehr losgelassen hat. Deshalb gilt mein Dank auch meinen französischen Gasteltern, Denis und Anneliese Jacob, deren persönliche Geschichte mein Tor zu Algerien war. Von Herzen möchte ich außerdem all jenen Algeriern danken, die sich Zeit für meine Fragen genommen haben und den Mut hatten, mir ein Stück von sich zu zeigen. Dass dabei innige Freundschaften entstanden sind, macht mich stolz und glücklich.